Briefe

die

Deutsche Sprache

betreffend

von

Johann Fridrich Heynatz.

Fünfter Theil.

Nihil ex grammatica nocuerit, nisi quod superuacuum est.

QUINCTIL.

Berlin,
bei August Mylius. 1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zweiunddreißigster B…

Herr Prof. Schirach, dam…
Magister in Halle, ha…
Marmontels Dichtk…
das Kapitel von der Harm…
umgearbeitet, als überse…
lassen. Dieses holte er …
beit hat folgenden Tite…
Stils des Herrn Ma…
zösischen mit Zusä…
Anhange über di…
aus dem Griech…
und Leipz. gr. …
thek*) hat un…
erinnert (der…
rechnung …
schon Freu…
muthma…
wissen) …
sind, u…
Harmo…

*) S…
Sey…

Zweiunddreißigster Brief.

Herr Prof. Schirach, damals noch lesender Magister in Halle, hatte im Jahr 1766 Marmontels Dichtkunst übersetzt, aber das Kapitel von der Harmonie, welches mehr umgearbeitet, als übersetzt sein wollte, ausgelassen. Dieses holte er 1768 nach, und seine Arbeit hat folgenden Titel: über die Harmonie des Stils des Herrn Marmontels, nach dem Französischen mit Zusätzen vermehrt, nebst einem Anhange über die Leidenschaften und Sitten aus dem Griechischen des Aristoteles. Bremen und Leipz. gr. 8. Schon die Klotzische Bibliothek *) hat unter dem Schein einer Muthmaßung erinnert (denn weil nach der litterarischen Zeitrechnung Hr. Klotz und Hr Schirach damals schon Freunde waren, so konnte sie das, was sie muthmaßt, ohne viele Mühe mit Gewißheit wissen), daß in diesem Titel einige Worte versetzt sind, und daß es eigentlich heißen soll: über die Harmonie des Stils nach dem Französischen des

*) St. 7, S. 526.

des Hrn. Marmontels. Die eben erwähnte Freundschaft hat auf das gefällte Urtheil, wie es bei der Klotzischen Partei gewöhnlich zu sein pflegte, einen starken Einfluß gehabt. So wie ein Engländer seinen König nicht wol anders, als auf Kosten des Königs von Frankreich, loben kann, so muste auch in der Klotzischen Bibliothek, wenn das Werk eines in den Bund aufgenommenen erhoben werden sollte, dies gemeiniglich auf Kosten eines Mitgliedes oder eines Freundes der Gegenpartei geschehen. Daher folgendes Urtheil: „Die Mühe, die sich der Verf. gegeben „hat, die physischen Bestandtheile unserer Spra„che zu untersuchen, war so viel nöthiger, da das, „was Ramler im Batteux davon gesagt hat, ziem„lich flach ausfällt, und man daselbst umsonst „sucht, was eigentlich Härte des Stils sei, wo„her sie entstehe, woraus Harmonie entspringe". Ich bin versichert, Hr. Sch. würde sich für genug geehrt gehalten haben, wenn er auch nicht mit Hrn. Ramler in Vergleichung gesetzt wäre, wobei er, so wie sonst jeder andere, nothwendig verlieren muste. In der That besinne ich mich zwar nicht genau, wie viel H. R. in der zweiten Ausgabe vom Batteux weniger von der Harmonie des Stils gesagt hat, als in der dritten, auch finde ich in der dritten, wo ich nicht irre, daß er manches aus dem Marmontel genommen hat; allein außerordentlich viel weniger müste er gesagt haben, wenn er das harte Urtheil des Klotzischen Recensenten sollte verdient haben, und daß er so

außerordentlich viel weniger nicht gesagt habe, schließe ich aus dem Stillschweigen der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (B. 9 St. 2), die sonst die Zusätze der dritten Ausgabe sehr genau anzeigt. Gesetzt indessen, Hr. Sch. litte bei einer Vergleichung mit der zweiten Ausgabe des Batteux nichts, so leidet er doch immer etwas, wenn man seine Anmerkungen mit denjenigen zusammenhält, die wir jetzt in der dritten Ausgabe antreffen. Gleichwol meinem jetzigen Zwecke muß ich nach beide mit einander vergleichen. So viel wird denn doch noch immer erhellen, daß das Schirachische Buch der Ramlerischen Arbeit ungeachtet, noch seinen Werth behalte, und in der Samlung eines Liebhabers der Deutschen Sprache einen Platz verdiene, den es gewiß noch häufiger finden würde, wenn es nicht durch die beigefügten Abhandlungen vergrössert und vertheuert wäre. 60 Seiten machen die ganze Abhandlung über die Harmonie aus; die Übersetzung aus dem Aristoteles hingegen beträgt 76 Seiten, und hinten kömmt noch ein Aufsatz über den Endzweck des Trauerspiels aus dem Englischen des Moor von 24 Seiten hinzu. Aus der dritten Ausgabe des Batteux gehört fast alles dasjenige hieher, was im vierten Theile von S. 116 bis 198 gelesen wird.

Beide stimmen darinn überein, daß a der vollste Vokal sei. Vossius hatte vom a gesagt suavitate fere destituitur, d. i. es ist gemeiniglich ohne Annehmlichkeit. Wie Herr Sch. daraus machen

kann: „Vossius hat sehr unrecht dem Ton a den „Mangel der Lieblichkeit abgesprochen„; begreife ich nicht. Er hat ihn des Mangels der Lieblichkeit beschuldigt, oder er hat ihm die Lieblichkeit abgesprochen, so wollte Hr. Sch. vermuthlich sagen. Aber „unrecht“ setzt er hinzu. Ich denke, Vossius habe Recht; prächtig, feierlich, nachdrücklich allenfalls, ist a, aber sanft, einschmeichelnd, zärtlich gewiß nicht. Melodisch kann ein Vers, worinn viele a vorkommen, dergleichen hier verschiedene angeführt werden, wol sein; aber eigentlich lieblich ist er nicht. Vossius fährt fort, um seinen Satz zu beweisen: magnificentia aures propemodum percellit, das Ohr wird durch seine Pracht beinahe in ein Staunen versetzt (betäubt). Hr. Sch. sieht dies als einen eignen neuen Satz an, und sagt, V. setze mit Recht hinzu, daß das a mit seinem prächtigen Schalle stark in die Ohren dringe. Vom o giebt Hr. Sch. die Regel, wenn man es im Gesange heller machen wolle, so solle man es mit dem Tone des a vermischen. Vermuthlich ist diese Regel eigentlich vom Marmontel, und in der That ist sie in Absicht auf das Französische gegründet, wo man das o am Ende einer Sylbe mit einem Tone, der dem Plattdeutschen langen a nahe kömmt, auszusprechen pflegt; aber ob sie sich auf das Deutsche anwenden lasse, daran zweifle ich sehr. Der Österreichische Dialekt pflegt das lange o dem Plattdeutschen a, so wie das ö dem å, sehr ähnlich auszusprechen; aber noch nie habe ich die-

se

se Mundart deshalb vorziehen hören. Einige Gegenden, z. E. manche Halberstädter, geben diesen Plattdeutschen Laut dem a und å, aber mit eben so geringem Beifall der übrigen Deutschen Ohren. Ein gleiches Urtheil muß ich über den Vorschlag fällen, anstatt des ordentlichen oder scharfen e ein offenes (d. i. ein å) hören zu lassen; denn so verstehe ich die etwas dunklen Worte S. 4: „e, welches den schwächsten und unverwickel„sten [unverwickeltsten] Klang giebt, erhellet sich „ebenfals am besten in unserm ofnen e, welches „dem a nahe komt„. Man spreche die Worte Ehre sei Gott in der Höhe nach einer solchen Affektation aus, und höre, wie man gefallen wird. Hr. R. hat von diesen Vorschlägen, wie billig ist, nichts; aber er giebt dafür eine Rangordnung unsrer Vokale von dem vollsten bis auf den magersten, nemlich so: a, å oder offen e, o, ö, scharf e, u, ů, i.

Von den Diphthongen ist Hrn. Schirachs Regel wieder ganz Französisch (in den Doppellautern ist der erste Ton vorüberstreichend, sagt er; bei uns ist es vielmehr der letzte).

Daß im Französischen die häufige Zusammenkunft des n mit einem andern darauf folgenden Konsonanten nichts weniger, als musikalisch, sei, hatte Hr. R. behauptet, und Hr. Sch. tritt ihm darinn bei. Er fügt aber noch die Bemerkung hinzu, daß die Franzosen es für einen übellaut halten, wenn das eine Wort sich mit einem sogenannten e nasali endet, und das andere nicht mit

einem Konsonanten, sondern mit einem Vokal anfängt, z. E. tyran inflexible. Hierüber urtheilt er hernach: „So gewiß ist es, daß verschiedene Natione auf verschiedene Weise von artikulirten Tönen urtheilen, ob sie sanft oder rauh, „weich oder hart sind, und man hier eben so wenig entscheiden kann, als über die verschiednen „Meinungen der Völker von den Sitten und (dem) „äusserlichen Betragen". Schwerlich würde Hr. Ramler, der nur von dem Zusammenstoß des n mit einem andern Konsonanten mitten in einem Worte zu reden scheint, seinen Tadel so weit ausdehnen, als Hr. Schirach, indem bekannt ist, daß in tyran inflexible das *n* nach dem *a* nach der guten Französischen Aussprache *) fast gar nicht gehört wird, weshalb, sobald ein Vokal darauf folgt, nothwendig eine Art von Hiatus entstehen muß, da hingegen durch einen darauf folgenden Konsonanten dieser Übellaut wegfällt.

Davon, daß Hr. Klopstock uns zuweilen reiche Reime **) statt starker Gedanken giebt, führt Hr. Schirach ein sehr treffendes Beispiel an:

Des Vaters Frieden sei mit euch,
Des Sohnes Frieden sei mit euch,
Es sei mit euch des Geistes Frieden,
Des Himmels Vorschmack, Gottes Frieden;
Er sei mit euch, er sei mit euch.

„Es

*) Man sehe Restauts Principes de la Grammaire Françoise, S. 399 der Ausgabe von 1740.

**) Man vergleiche Th. 4, S. 127. ff.

„Es ist kein Konsonant, der, an seine Stel-„le gesetzt, nicht zur Harmonie der Rede etwas „beitragen sollte; aber die Härte beleidigt jederzeit „das Ohr. Nur besteht die Härte nicht in der „Rauhigkeit und dem Herben der Artikulation, „sondern in der Schwierigkeit, welche sie dem Or-„gane, der (das) sie ausspricht, verursacht." S. 9. Hier würde die Bemerkung am rechten Orte gestanden haben, die Hr. Ramler S. 128 macht, daß der geübte Mund der Deutschen die gehäuften Konsonanten leichter und gelinder her-ausbringt, als der ungeübte Mund der Auslän-der, und daß diese also die Härte unsrer Sprache nicht nach dem Zwange beurtheilen müssen, den das Aussprechen unsrer Wörter ihren Organen anthut. Gut gewählt sind die Beispiele, wor-aus Hr. Sch. zeigt, daß, wenn eine leichte Be-wegung zu mahlen ist, der Vers durchaus nicht durch viele Konsonanten schwerfällig gemacht werden muß.

„Die sanfteste Sprache (S. 10) würde die-„jenige sein, worinn die gewöhnlichen Sylben, „so wie die physischen, niemals mehr als Einen „Konsonanten hätten". Bekanntermaßen hat die Italiänische Sprache den Vorzug, viele solche Sylben zu besitzen; aber, wie Hr. Ramler S. 128 richtig erinnert, ist es noch die Frage, ob das Italiänische nicht durch allzuviele Vokale bis-weilen zu weich wird, und uns durch den gemei-niglich offenen Ausgang seiner Wörter fast im-mer ermüdet. Es ist der Mühe werth, die Mei-

nung eines gebornen Italiäners darüber zu hören. Uberto Foglieta berührt diesen angeblichen Vorzug seiner Muttersprache in dem Buche von der Vorzüglichkeit der Lateinischen Sprache *), und setzt denselben sehr herunter. Man nehme nur, sagt er, eine Griechische oder Lateinische schöne Stelle, und streiche die Endkonsonanten weg, wie sie alsdenn klingen wird. Ganz Unrecht hat Foglieta nicht, aber auch nicht ganz Recht. Es ist wahr, eine Lateinische Stelle, aus der man alle Endkonsonanten weggestrichen hat, klingt sehr sonderbar; aber ein Theil dieser Sonderbarkeit rührt immer daher, weil wir an das Weggelassene zurückdenken, weil zu viel Hiatus entstehen, und weil die vielen mittlern Sylben, die auf einen Konsonanten ausgehen, damit zu sehr kontrastiren. Besser würde der Versuch ablaufen, wenn man in einer Italiänischen Stelle hin und wieder Konsonanten einschöbe, und alsdenn zeigte, daß sie dadurch mehr gewonnen als verloren hätte. Einige alte Deutsche Dialekte, besonders der Alamannische, hatten nicht so viel Konsonanten in Einer Sylbe bei einander, als wir haben, sondern es waren Konsonanten dazwischen gesetzt, und am Ende angehängt, so daß die Wörter leichter auszusprechen, und, weil die zwischen und vorgesetzten Vokale oft a und o waren, tönender, zugleich aber auch länger wurden. Hr. Prof. R. preist S. 127 in ähnlicher Absicht die

alte

*) Vbertus Folieta de Linguae Latinae vsu et praestantia p. 251 sqq. ed. Moshem.

alte Gothische Sprache, daß ihre Wörter und Zeilen eine so angenehme Kette von Tönen machten. Doch davon werde ich nächstens bei Gelegenheit der F[illegible]tsetzung der Merkwürdigkeiten der Litteratur *) mehr sagen können. Hr. Sch. glaubt bemerkt zu haben, daß der (von Preußen her) sich jetzt stark ausbreitende metaphorische, anspielende Stil auch in Absicht des Wolklangs unserer Sprache viel herbes und rauhes gebe. Die Bemerkung ist gegründet; aber die Metaphoren und Auspielungen sind nicht Schuld, sondern bloß die Metaphoristen und Anspieler, die während der Zeit, daß sie sich alle Mühe geben auf ihren Steckeneselinnen recht schön zu reiten, wenig darum bekümmert sind, ob ihr Weg auf blumichte Pfade, oder auf Sümpfe oder auf Dornen und Disteln zutrift.

Folgende Anmerkungen über die Schwierigkeit der Aussprache der Konsonanten hat Hr. R. nicht, und konnte sie nicht haben, wenn er völlig richtig schreiben wollte. „Der übergang von „einem Labialen auf einen Zungenbuchstaben“, sagt Hr. Sch., „ist leichter vom schwachen zum „schwachen, wie in abdanken, abdringen“; aber ist hier b schwach? lautet es nicht völlig wie p, und also stark? Man spreche es schwach aus; sogleich wird sich die Schwierigkeit der Aussprache vermehren. „Vom starken zum starken, wie in „Optik“; daran zweifelt niemand. „Vom schwa„chen zum starken, wie in Abt, abtrennen“;

 ja,

*) Im siebenunddreißigsten Briefe.

ja, weil wir hier den schwachen stark aussprechen. „Und höchst mühsam vom starken Zungenbuchsta„ben zum schwachen wie in Bettdecke, welches „man insgemein ausspricht Beddecke“; nicht eben so mühsam vom starken Lippenbuchstaben zum schwachen, wie in Schleppbalken, und vom starken zum schwachen Gaumbuchstaben, wie in Stückgiesser? Hieraus siehet man, daß die Einheit des Werkzeugs nur den übergang vom starken zum schwachen mühsam macht, da er außer diesem Fall gar nicht beschwerlich ist, z. E. in Bettgardine.

Daß man einerlei Buchstaben, besonders das s (das rauschende sch mit dazu gerechnet) nicht zu oft auf einander soll folgen lassen, ist eine gute von Hrn. R. nicht berührte Regel, zu der Hr. Sch. gute Beispiele ausgesucht hat, z. E. das Hagedornische:

Des Scheinglücks Stolz, und dieses Stolzes Schellen

Das s vor dem h macht nicht weniger einen unangenehmen Laut, z. E. unser Brod gieb uns heute (ich setze hinzu Nashorn für Nasehorn, wiewol auch dies leztere aus einer andern Ursache ebenfalls übel klingt). Das l scheint seine Weichheit den harten Sylben mitzutheilen, die es trennet.

Hr. Sch. giebt die Regel, Wörter mit zwei oder drei Endkonsonanten durch darauf folgende Vokale sanft zu machen. Hr. R. läst (S. 130) auch noch im Anfange des folgenden Worts allenfalls

lenfalls einen Konsonanten zu, jedoch nur einen solchen, der sich mit dem vorigen gut vermählt.

Hr. Sch. nimmt einen doppelten Hiatus an, einen sanften und einen harten. Um diesen Unterschied zu bestimmen, setzt er einen Grundsatz voraus, den ich gewiß nicht angenommen hätte. Dieser Grundsatz ist: Es ist dem Ohre gleich, ob die Vokale in einem einzigen Worte auf einander folgen, oder in zwei zusammenkommenden Worten; welche Vokale also in der Mitte in einer unmittelbaren Folge das Ohr vergnügen, die werden es auch am Ende des einen und im Anfange des folgenden thun. So wie folglich Danae, Lais, Phaon, Leukothoe gut lauten, so wird auch da er, da ich, Halleluja o Erster ohne Tadel sein. Hr. Sch. wiederlegt sich gewissermaßen selbst, wenn er gleich darauf zugiebt, die Zusammenstossungen a:u, o:i, a:au, o:å, o:u mißfallen dem Ohre. Ist Amphiaraus und Danaus überhaupt oder doch in eben dem Grade übellautend, als da uns? War der Hiatus nicht den Römern, bis auf den Fall, da sie eine hiatusmäßige Sache anzeigen wollten, schlechterdings unausstehlich, aber haben sie wol jemals in der Mitte den Zusammenlauf der Vokale für anstößig gehalten? So richtig der Ausspruch ist, es giebt erträgliche und sanfte Hiatus, so gewiß ist es auch, daß ihre Erträglichkeit bloß durch die Bemerkung der geringern Schwierigkeit, die ihre Aussprache den Organen in wirklich getheilten Wörtern verursacht, aber nicht durch den

Fo-

Fall, da sie zuweilen in der Mitte neben einander vorkommen, entschieden werden muß. Im Grunde entscheidet Hr. Sch. auch immer nach dem erstern. Die Hauptursache, warum zwei auf der Gränze verschiedener Wörter zusammenlaufende Vokale allemal härter auszusprechen sind, als in Einem und ebendemselben Worte, glaube ich darinn gefunden zu haben, daß ein Vokal zu Anfang eines Wort allemal einen subtilen Hauch (Spiritus) hat, der in der Mitte wegfällt. Man versuche es nur mit folgenden Beispielen: Lisboa:: o Adrast, Lais::da Ismene, Phaon:: Da Onchestus, Danai::Dina Ida ꝛc. Hieraus folgt alsdenn freilich, daß Vokale, die schon in der Mitte nicht eben am besten neben einander klingen, weit unausstehlicher sein müssen, wenn sie in verschiedenen Wörtern stehen. Hr. Prof. R sagt vom Zusammenlauf der Vokale (S. 125 f.) nur wenig, und was er sagt, ist, wenigstens mir, nicht so ganz deutlich. „Die Vokale, die „sich bey ihrer Zusammenkunft vermischen, sind „allezeit lieblich; diejenigen, die sich nicht vermi„schen, verursachen eine gewisse gähnende Oeff„nung des Mundes, die man Hiatus nennt„. Was heißt sich vermischen? Vermischt sich i und a, weil man es in der Geschwindigkeit fast wie ja ausspricht, a und u, weil man es auch fast wieder Willen wie au aussprechen muß? Das letzte klingt doch gewiß nicht lieblich. Auch das wird nicht jedermann deutlich sein, wenn es S. 126 heißt: „die Hiatus, die entstehn, wenn zwey „Vokale

„Vokale sich neben einander befinden und sich einander durchschneiden, wie in der Redensart: „welche ohne Ende ist." Es ist gar zu schön, ohne Metaphern zu lehren, ob es gleich schwer ist.

Vom Zusammenlauf der Konsonanten handelt Hr. Sch. bestimmt genug; nur befriedigt das nicht, was er davon sagt. „Wo Freyheit zu „wählen ist," sagt er z. E. S. 21, „wird man „den Endbuchstaben des vorhergehenden Worts „am liebsten zum Anfange des folgenden nehmen„. Grade das Gegentheil möchte ich behaupten. Einerlei Konsonant zu Ende des einen und zu Anfang des folgenden Worts klingt nie vollkommen gut, ob es gleich viele Fälle giebt, wo dieser kleine übelklang dem Redner oder Dichter von Herzen willkommen ist. Die Ursache liegt in der That wieder in einem subtilen Hauch, den auch sogar jeder Konsonant bei dem Anfange eines neuen Worts, selbst in der Zusammensetzung empfängt. Man halte nur folgende Wörter gegen einander Buffa : : Schifffahrt, rücken : : zurückkehren, Schneller : : : schnell lernen, Wolle : Wolleben, rammen : : : Rammmaschine ꝛc. so wird man an dem Dasein des Hauchs auch vor den Anfangskonsonanten der Wörter nicht länger zweifeln. Hr. Sch. beruft sich zwar unter andern auf folgende Beispiele Hand der Unschuld, und der Freuden; allein es fiel ihm nicht ein, daß d sowol in Hand als in und nicht seinen eigenthümlichen Laut, sondern den Laut des t hat,

und daß also daraus eine ganz andere Regel folgt, nemlich die: Wenn das vorhergehende Wort auf einen harten oder hartgesprochnen Konsonanten ausgeht, so klingt es gut, wenigstens nicht übel, wenn das folgende im Anfange einen weichen hat. Zwei unmittelbar auf einander folgende Lippenbuchstaben klingen nach Hrn. Schirachs Meinung nicht gut; meinen Ohren sind die von ihm angeführten Verbindungen „das Lob fällt „mit dem Glücke; der Philosoph will mehr als „er kann, er erhob viele„ gar nicht zuwieder, und es bleibt mir also nichts übrig, als den Streit andern Ohren zur Entscheidung zu überlassen.

Vom prosodischen Accente sagt uns Hr. Sch., daß wir ihn nicht mehr haben, und daß es Vorurtheil ist, etwas zu beklagen, das wir nicht einmal begreifen. Er hat Recht; und wenn wir genau wüsten, worinn der prosodische Accent der singendern Sprache der Alten bestanden habe, so würden wir ihnen denselben vielleicht als etwas, woran unsere verwöhnten Ohren nicht einmal Geschmack fänden, ungebraucht und unnachgeahmt zurückgeben.

Vom Numerus handelt Hr. Ramler offenbar weitläuftiger und besser, als Hr. Sch. Ich gehe in verschiednen Stücken von beiden ab; allein um hier nicht zu weitläuftig zu werden, so verspare ich meine Gedanken bis auf eine andere Gelegenheit. So viel kann ich hier in der Kürze sagen, daß Numerus und Harmonie fast einerlei

nerlei ist, daß man sich aber richtiger ausdrücken würde, wenn man für Harmonie sich des Ausdrucks Melodie bedienen wollte.

In die Prosodie vertieft sich Hr. Sch. für eine so kleine Abhandlung fast etwas zu sehr. Er giebt zu oder nimmt an, daß die Deutsche Sprache keine Sylben habe, die an sich selbst lang oder kurz sind; aber er meint, die alten Sprachen hätten hierinn nichts voraus, und es gäbe in der unsrigen, wie in ihnen, kurze, kürzere, lange, längere und eine Menge gleichgültiger Sylben, welche sich aber alle zuletzt auf lange und kurze Sylben zurückbringen ließen. Was diejenigen Sylben betrift, die länger und kürzer sind, als die übrigen, so wird man damit freilich leicht fertig, und das Ohr gewöhnt sich bald daran, wenn in der Dichtkunst alle lange Sylben gleich lang, und alle kurze gleich kurz angenommen werden. Aber nun giebt es in der Deutschen Sprache doch noch eine Menge Sylben, die sich selten oder niemals bequemen wollen, sich für lange oder kurze unterschieben zu lassen, die von mir in meiner Prosodie sogenannten unbestimmten Sylben. Z. E. großmüthig giebt weder einen reinen Daktylus, ob sich gleich die Hexametristen dergleichen zuweilen erlaubt haben, noch einen Amphibrach, ob gleich im Gellert steht:

Sie sprachs, und schlief großmüthig ein.

So lange wir nur unsern gewöhnlichen Sylbenmaße behalten, können wir dergleichen Wörter

eben so wenig gebrauchen, als die Lateiner drei kurze Sylben hinter einander in ihrem Hexameter *).

Wegen des Wolklangs in Prosa beruft sich Hr. Sch. ausdrücklich auf Hrn. Ramler, der es durch zergliederte Beispiele aus Gesners Schriften und aus dem von Ebert übersetzten Young gezeigt hat, daß es auch ein prosaisches, obgleich unendlich mannichfaltiges Sylbenmaß gebe. Hr. Sch. hat an einigen Spaldingischen Stellen eine ähnliche Zergliederung versucht. Hier ist eine davon: Dieser große, durch Weisheit und Menschlichkeit schon itzt wahrhaftig große Fürst, dieses leutselige und gütige Herz, diese blühende Jugend, diese Freude seines Hauses, diese zweite Hofnung des besorgten Volks, ach, meine theuersten Zuhörer! er ist gefallen, er ist für uns und für diese Welt nicht mehr. Ich führe sie nur deshalb ganz an, um nun verständlicher zu sein, wenn ich sage, daß die in der Dichtkunst gewöhnlichen Maßzeichen und Namen der Füße nicht mehr hinreichen, sobald man vom prosaischen Sylbenmaße reden will. Genau geredet machen die Worte

schon itzt wahrhaftig große Fürst

keinen gewöhnlichen jambischen Vers aus, obschon Hr. Sch. es sagt. Es würde auch der Stelle nicht zum Vortheil gereichen, wenn man darinn

*) Man sehe davon mehr im zweiundzwanzigsten Briefe zu Ende des dritten Theils.

darinn wirklich lauter Jamben erkennte, wie etwa in folgender

schon itzt bekannte große Fürst.

Ich würde sie im Sylbenmaße nicht so zeichnen

v — | v — | v — | v —

sondern

v — | v — v ∽ v | —

Das Zeichen ∽ gehört zur Sylbe gro, die durch den auf haf liegenden Accent einen Theil ihrer Länge verliert, und also unbestimmt wird. Auf eben die Art bemerke wenigstens ich zwischen der Zeile

Diese Freude seines Hauses

und folgendem Hagedornischen Verse einen großen Unterschied:

Wird man mich denn auch nicht hören.

Der letztere wird gezeichnet

— v | — v | — v | — v

oder wenn ich ihn als Prosa betrachte

∽ v — | v — v | — v

hingegen der erste hat folgendes zweifüßige Sylbenmaß

∽ v — v | ∽ v — v

Hr. Sch. rechnet das mit zur Harmonie, wenn die Worte die Sache, wovon geredet wird, auch durch ihre Sylbenfälle gleichsam vor Augen mahlen. Da aber Harmonie aus der Musik entlehnt ist, eine Komposition aber melodisch und harmonisch sein kann, ohne daß sie zum Text passt (wie dies bei Händelschen Stücken oft der Fall ist), so wünschte ich zu dem letztern auch in der

Redekunst einen andern eigenen Ausdruck, der die übereinkunft der Melodie oder des Gesanges mit der auszudrückenden Sache anzeigte.

Eine andre übereinkunft ist zwischen der Sache und den gewählten Worten in Absicht auf ihren Klang. Auch hier bezieht sich Hr. Sch. wieder auf Hn. Ramler und Schlegel, oder scheint es wenigstens zu thun, imdem er sie mit Ruhm anführt, und selbst wenig von dem sagt, was sie gesagt haben Er stellt sich ein Ideal einer in diesem Verstande harmonischen oder den auszudrückenden Materien angemessenen Sprache vor, durch einen Metaphysiker wie Leibnitz, einen Dichter wie Klopstock und einen Grammatiker wie Herder zusammengesetzt, in die man zur Probe aus den besten Schriftstellern aller Sprachen einige Stücke übersetzen müste, um den ganzen Werth derselben einem Leser zu empfinden zu geben. Hr. Sch. nennt diesen Einfall selbst einen Traum; er ist es auch, und zwar nicht bloß, insofern er nie vollführt werden wird, sondern auch insofern er es nie kann. Nie würde ein Erfinder einer solchen neuen Sprache alle Bedürfnisse derselben vorher wissen können, und wenn er sie wüste, so sorge ich, es würden der Wörter, die sie verlangte, so viel sein, daß die möglichen Versetzungen der Buchstaben längst erschöpft wären, wenn man kaum die halbe harmonische Sprache fertig gemacht hätte; denn wenn für jedes Wort eine hinreichende Anzahl von eigentlichen Synonymen zum Behuf des

Redners und Dichters, und noch überdem eine beträchtliche Anzahl ähnlichbedeutender Wörter für den Dichter und Redner erfunden werden sollten, so würde man bald über Mangel klagen müssen. „Die ganze Kunst des harmonischen „Stils besteht darinn, daß man die Sprache, wor„inn man schreibt, diesem Idealmuster so viel „möglich nähert„ S. 52, und doch könnte es sein, daß mancher sehr melodisch oder harmonisch geschrieben hätte, ohne jemals an ein solches Ideal zu denken.

Die Kadenz besteht nach Hn. Sch., S. 54, darinn, daß sich die Verse bald auf einen einfachen, bald auf einen doppelten Gleichlaut enden. Dieser Sinn ist wol etwas ungewöhnlich, gesetzt daß ihn auch Marmontel angegeben haben sollte. Bei den meisten Schriftstellern sagt Kadenz so viel, als Rhythmus. Ich suche Belehrung darüber, wo ich sie zu suchen berechtigt bin, in Sulzers Theorie der schönen Künste, und — wie es bei diesem Buche öfters geht — finde sie nicht.

Zu der Behauptung, daß nicht jede Versart zu jeder Gattung der Poesie sich schicke, giebt Hr. Sch. eine sehr treffende Instanz: „Wer „würde eine Fabel in Hexameter (Hexametern) „schreiben wollen?“ Die wenigen Fabeln, die Horaz in seinen Briefen und Satiren erzählt, machen einen Einwurf, der leicht zu beantworten ist.

In Ansehung der Elision scheinen Hn. Sch. die Herren Schweizer, in der Prose sogar, etwas zu affektiren. Hätte er ein paar Jahre später geschrieben, so würde er über die Affektation der Herren Deutschen in diesem Stück eben so sehr zu klagen Ursache gehabt haben. Zur gleichgültigen Erzählung (S. 54. 55) der muntern geschwinden Affekten läst sich die Elision sehr glücklich gebrauchen.

Gegen das Ende, wo Hr. Sch. von den Reimen redet, eilt er zu sehr, als daß man ihn verfolgen könnte. Ich würde ihn ganz abschreiben müssen, anstatt ihn auszuziehen, und ich würde doch viel bekanntes mit abgeschrieben haben. Zuweilen scheint ihm eine Regel nicht gegründet genug, weil es Ausnahmen davon giebt; aber das macht nie eine Regel verwerflich. Genug, wenn sich nur der Fall, wo die Ausnahme gilt, bestimmen läst. Zwei hinter einander gesetzte weibliche oder männliche Verse welche nicht zusammen reimen, klingen nie gut, als wenn ein großer Ruhepunkt dazwischen ist, oder im Anfang einer Arie. Die Italiäner beobachten das letztere fast immer, und gute musikalische Dichter unter uns haben es nachgeahmt, z. E. Hr. Ramler im Tode Jesu:

Singt dem göttlichen Propheten,
Der den Trost vom Himmel bringet,
Daß der Geist sich aufwärts schwinget 2c.

Wenn ihnen die Ordnung meines Auszuges aus der Marmontelisch= Schirachischen Abhandlung

lung zuweilen etwas verwirrt vorgekommen ist, so ist die Schuld nicht mein. H. Sch. scheint die Materien so genommen haben, wie sie sich ihm bei der Umkleidung des Marmontelischen Stückes von ohngefär anboten. Vielleicht wollte der Rec. in der Allg. Bibl. eben dies zu verstehen geben, wenn er sagt: „Der übersetzer „schiebt einige Anmerkungen von unsrer Sprache „ziemlich links in sein Original hinein.“ Die Schreibart ist sowol in Absicht auf die Sprachrichtigkeit, als auf Wolklang und Harmonie, sehr vernachlässigt, und hin und wieder versteht man den Schriftsteller gar nicht, weil er sich zu dunkel und unbestimmt ausdrückt. Indessen verdient sein Buch, wie ich schon gesagt habe, immer gelesen, und in einer Sammlung der Bücher die Deutsche Sprache betreffend aufbehalten zu werden.

Dreiunddreißigster Brief.

Ich bin noch immer im Jahr 1768. Indemselben erschien auch Hn. Hofgerichtsraths Fabers Sprachkunst *), nachdem 1767 dessen

 An-

*) D. Joh. Heinr. Fabers, Churfürstlichen Maynzischen Hofgerichtsraths, öffentlichen Lehrers der Rechte und schönen Wissenschaften auf der Hohen Schule zu Maynz Erste Grundsätze der Sprachkunst als ein Auszug aus dessen Anfangsgründen

Anfangsgründe der schönen Wissenschaften *), die eine förmliche Grammatik mit enthielten, vorhergegangen waren. Herr Faber verdient dafür Dank, daß er am Rheinstrom die bessern Regeln der Sprachrichtigkeit zuerst bekannter gemacht hat, und er befand sich dazu desto eher im Stande, da er mehrere Jahre in Leipzig zugebracht hatte **). Sein Buch ließe sich von einer doppelten Seite betrachten, einmal was für Nutzen seine jetzigen Landsleute daraus schöpfen können, und dann inwiefern es auch für andre Gegenden Deutschlandes, und insbesondre zum

gründen der Schönen Wissenschaften. Zu dem Gebrauche seiner akademischen Vorlesungen. Maynz. 8 55 Seiten und 21 Seiten Vorrede.

*) Sie sind ebenfalls zu Maynz erschienen. Eine Recension davon findet man in Klotzens Bibliothek St. 2, S. 34 ff. und eine andre in der Allg. D. Bibl. B. 7. St. 2. S. 55—59. In der letztern war das Grammatische mit keinem Worte berührt; gleichwol berief sich der Recensent der Sprachkunst im Anhang zu den ersten zwölf Theilen hernach ganz getrost auf jene Recension. Das heißt sich doch eine Arbeit verzweifelt leicht machen.

**) Hr. Weiße giebt im ersten Th. der Klotzischen Briefe S. 64 folgende Nachricht von Hn. Faber: „Er ist „der Bruder von unsers hiesigen Stallmeisters Ro„senzweigs Frau, der viele Jahre hier studirt hat, „endlich vor ohngefähr zwey Jahren zurück in seine „Vaterstadt Straßburg gegangen, sich verheyra„thet, dadurch aber sein Glück daselbst verscherzet, „und hierauf nach Maynz gegangen, und daselbst „katholisch geworden ist.“

zum akademischen Gebrauch dienlich sei. Doch er scheint auf den erstern Endzweck seinen Augenmerk nicht sowol, als auf den letztern, gerichtet zu haben.

Die Vorrede handelt von der Erlernung der Deutschen Sprache und den dazu nöthigen Büchern; sie ist aber wörtlich *) aus den Anfangsgründen der schönen Wissenschaften genommen. Eben dies gilt von dem ganzen Buche, nur daß allemal die in den Anfangsgründen unter dem Texte stehenden Anmerkungen hier weggeblieben sind. Die Weglassung der litterarischen Anmerkungen und der aus dem Quinktilian und andern angeführten Stellen hatte freilich nichts zu bedeuten, aber da in den Anfangsgründen alle Beispiele zu den Regeln unter dem Texte standen, so ist es unbequem, sie hier zu vermissen. In der Vorrede sowol, als in dem Buche selbst, vermisse ich sonst hin und wieder den gedrungenen Stil eines Lehrbuchs; indessen kann ich nicht leugnen, daß es immer zu akademischen Vorlesungen recht gut zu gebrauchen sei. Gottscheden ist H. F. etwas zu sehr gefolgt; man kann ihm aber dies seinen Umständen nach nicht verdenken. Vielleicht wird eben daduch sein Buch zu Vorlesungen geschickter, weil man im Gottsched

*) So wörtlich, daß auch zuweilen offenbare Druckfehler wiederholt sind, z. E. S. 8 der Vorrede und S. 88 der Anfangsgründe, wo gesagt wird man finde Anmerkungen über die Deutsche Sprache von Weichmanns Poesien der Niedersachsen. Vermuthlich muß von mit vor oder in verwechselt werden.

den Kommentar darüber findet. Auf Hn. Heinzens Anmerkung hat er wenig oder gar keine Rücksicht genommen, so daß ich vermuthe, er habe ihn gar nicht gelesen. überhaupt mag er wol außer dem Gottsched wenig grammatische Schriftsteller studirt haben, oder selbst diejenigen nicht einmal recht kennen, die er anführt. So hat z. B. Hr Prof. Popowitsch keine Sprachlehre, sondern die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst geschrieben, und diese sind nicht, wie Hr F. meldet, 1750 unter der Aufschrift Frankfurt und Leipzig, sondern 1754 zu Wien erschienen. Den Schottel rühmt er auch fast so, als wenn er ihn nur, wie viele, aus den Lobsprüchen andrer kennte. Aichingers, Hempels und Webers hingegen, die doch im Reiche noch so ziemlich bekannt sein mögen, und von welchen der erste ungemein große Verdienste hat, erwähnt er gar nicht. In einer Anmerkung zur Vorrede werden noch Weitenauers Zweifel von der Deutschen Sprache angeführt, ein Buch, wornach ich mich schon lange vergebens bemüht habe. Demungeachtet konnte Hr. F immer ein gutes Lesebuch schreiben. Es ist ja nicht nöthig, daß der Schriftsteller und sein Erläuterer immer einerlei Meinung sind. Dasjenige Lesebuch ist das beste, welches die meisten streitigen Sätze wirklich anzeigt, die dabei gegebne Entscheidung mag sein, wie sie will. Allerdings wäre nun hier wol etwas über Hn. Faber zu klagen, daß er viele streitige Fälle gar nicht berührt

rührt hat, sondern immer zu sehr beim Allgemeinen bleibt, so daß manches mehr philosophische Bemerkung über mehrere Sprachen ist, als grade Deutsche Sprachlehre.

Eine falsche Regel ist S. 16: „Die aus den „Hauptwörtern Mann und Frau zusammenge„setzten Hauptwörter haben in der vielfachen Zahl „nicht Männer, Frauen, sondern Leute, Wei„ber.“ Nicht alle aus Mann zusammengesetzte haben im Plural Leute, sondern nur einige. Man sagt z. B. die Salpetermänner, die Ehrenmänner rc. Gottsched selbst erkennt dies S. 246 seines grössern Werks. Und von Frau sagt G. nicht einmal etwas; es ist auch ganz falsch. Waschfrau hat die Wäschfrauen, und Waschweib die Waschweiber; es sind zwei ganz verschiedene Wörter.

Noch einige Kleinigkeiten! Nach Hn. F. (S. 18 des Auszugs und S. 11 der Anfangsgründe) soll man Beiwörter, die zu Hauptwörtern geworden sind, im Plural nicht ohne Artikel gebrauchen, und z. B. nicht sagen „Gelehrte „wissen es“, sondern „die Gelehrten wissen es“. Meines Wissens haben sich das erstere unsre besten Schriftsteller ohne Bedenken erlaubt. S. 20 heißt es: „die Art der Erhöhungsstufen der „Beywörter durch die Zusammensetzung mit an„dern Wörtern und auch steigenden Nebenwör„tern ist selten gut.“ Die Beispiele dazu sind (S. 121 der Anfangsgründe) folgende: „Welt„bekannt, besonders schön u. d. g. kann noch

„erlaubt werden; aber was von honigsüß, pech„schwarz, blutschlecht u. d. g. zu halten sey, „wird jeder leicht einsehen, der das Natürliche „von dem Gezwungenen und das Erhabene von „dem Pöbelhaften zu unterscheiden weiß.“ Ich sorge, diese Regel thue der Schönheit und dem Reichthum unsrer Sprache Eintrag. Blutschlecht verlange ich zwar so wenig zu vertheidigen, als zu verbannen, aber wenn alle Adjektiva die eine Ähnlichkeit ausdrücken sollen, wie honigsüß und pechschwarz, wegfallen müssen, so, glaube ich, werden insbesondre die Dichter darüber Klage zu führen Ursache haben. Die Wörter fünfzehn und fünfzig hat H. F doch gewiß weder aus Leipzig mitgebracht, noch sie in einem guten Hochdeutschen Schriftsteller gelesen; also hätte er sie auch seine neuen Landsleute nicht lehren, sondern vielmehr davor warnen sollen.

Wenn das Churfürstenthum Mainz durchgängig so schreiben lernt, als H. F. lehrt, so werden die daselbst verfertigten Schriften ohne Schamröthe vor dem übrigen Deutschlande erscheinen können. Nur, wie ich schon oben erwähnt habe, etwas mehr hätte er es zu seinem Augenmerke machen sollen, die eigentlichen Fehler seines neuen Vaterlandes zu rügen. So viel ich weiß, ist er aber dafür nun in seiner Gegend ohne Wiederspruch geblieben, anstatt daß man bald darauf dem neuen Sprachverbesserer, Hn. Hemmer, in der Pfalz gewaltig mitfuhr. Indessen bleibt immer die Frage, ob das Leisetreten oder das dreiste

Her=

Heraussagen in solchen Fällen mehr Vortheil stifte. Weitläuftiger davon, wenn ich auf Hn. Hemmer komme.

Noch gehöret in das Jahr 1768 die Rechtschreibung des Hn. Prof. Bob zu Freiburg im Schwäbischen Österreich, die man in dem Anhange zu den ersten zwölf Bänden der Allgemeinen Bibliothek S. 890, und etwas charakteristischer in dem zehnten Stücke der Klotzischen recensirt findet. Da ich aber dieses Buch bis jetzt noch nicht selbst habe zu Gesichte bekommen können, so muß ich mein Urtheil von den Verdiensten des Hn. Prof. Bob um die Verbesserung der Sprache im Schwäbischen Kreise noch eine Zeitlang ausgesetzt sein lassen.

Vierunddreißigster Brief.

Der Herr Hofkaplan Hemmer zu Mannheim hat mit seiner Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz sich mehr Wiederspruch zugezogen, als alle andre neuere Grammatiker zusammengenommen. Sie erschien zu Mannheim 1769 *). Vor der Hand setze ich die darüber gewechselten Streitschriften noch ganz bei Seite, und bleibe bloß bei dem Buche selbst stehen.

H. Hem:

*) Auf 14½ Bogen in 8.

H. Hemmer schreibt mit einer Wärme, die seine gute Absicht nicht verkennen läst, und mit so vielem edlen Unwillen, daß er den Unparteiischen unvermerkt für sich einnimmt. Schade nur, daß er nicht bloß Unparteiische zu gewinnen hatte, und daß man gleich Anfangs das, was erfolgt ist, besorgen muste, diejenigen, zu deren Bestem er vornehmlich schrieb, indem er ihre Fehler anzeigte und verbesserte, würden sich durch seine Freimüthigkeit beleidigt finden. In den dortigen Gegenden ist man es vermuthlich weniger gewohnt, sich kritisiren zu lassen, als in Ober- und Niedersachsen, und doch möchte ich den Sturm sehen, den jemand sich zuziehen würde, der unter uns nach Hn. Hemmers Art die Fehler einzelner Gelegenheitsgedichte sammlen, und öffentlich bekannt machen wollte. Genus irritabile vatum! Gleichwol beneide ich Hn. H. um seine Unerschrockenheit, die immer Nutzen genug stiften kann, wenn gleich derjenige, der getroffen ist, und seine Vertheidiger und Verehrer es ein wenig übel vermerken. Daß er hin und wieder in seinem Tadel zu weit gehe, ist ausgemacht. Man muß niemand einen Fehler zu hoch anrechnen, der nur grade nach einer gewissen Grammatik ein Fehler ist, der aber noch von vielen vertheidigt wird. Was würde man von mir sagen, wenn ich einen andern darüber tadeln wollte, daß er nicht sei sondern sey schriebe? So aber macht es Hr. H. zuweilen. Er zählt jedes ck und tz, das auf einen Konsonanten folgt, und

jedes

jedes Verbindungszeichen oder Sönderungszeichen, wie er es nennt, (z. E. in Landes-Mutter,) als einen besondern Fehler, streicht gülden aus, und setzt das ungebräuchlichere gölden *) dafür, will Churfürst durchaus mit einem K geschrieben haben rc. Man sehe z. E. S. 196. In solchen Kleinigkeiten simus faciles. überhaupt,

*) Die Verwerfung des Worts gülden rührt eigentlich von Gottscheden her. Er hielt bekanntermaßen å, ő und ů für Diphthongen, und diese drei Buchstaben gaben ihm zu einer ganz scheinbaren, aber ziemlich unnützen Regel Gelegenheit: Man setze keinen Doppellaut, wenn das Stammwort keinen damit verwandten Selbstlaut hat. Dieser zufolge verwarf er das Wort vergülden ausdrücklich, ohne sich jedoch über das Beiwort gülden zu erklären. H. Heinze (S. 25) hatte geglaubt, gülden stehe auch unter den Beispielen, und hatte Gottscheden darüber getadelt. Hr. Kunze vertheidigt ihn, und sagt, gülden stehe nicht da. Schlimm genug! man sollte es wenigstens an dem Orte erwarten. Aber die Briefe über die Heinzische Wiederlegung, die doch gewiß mit Gottscheds Vorwissen gedruckt wurden, sagen ausdrücklich (S. 63): „gölden darf nicht mit dem ů geschrieben werden.“ Ich weiß wol, daß Gottsched nicht gölden, sondern golden schreibt; ich selbst halte auch gülden für veraltet; aber ich bin weit davon entfernt, es um seiner sonderbaren Regel willen zu thun, nach welcher ich gölden nothwendig für besser halten müste, als gülden. Gegen gölden hat sich schon Zesen erklärt (man sehe die krit. Beiträge, B. 7, S. 455). Eben dies thut Hallbauer (S. 164). Freyer, Aichinger u. a. kennen nur gülden. Hempel (S. 291) hat gölden allein. Luthers und der Alten Gebrauch war durchgängig gülden.

haupt, dünkt mich, fällt Hr. H. in den Fehler, daß er zu viel verbessern will, besonders in der Orthographie, in welcher die Verbesserungen immer am auffallendsten sind. Gelesen hat er genug; aber es scheint mir, mehr Sprachlehrer, als gute Schriftsteller. Daher die Vertheidigung manches bloß Gottschedischen Einfalls, und die Bestreitung solcher Dinge, die selbst in den besten Büchern fast auf jeder Seite vorkommen.

Da H. H. nicht eben etwas neues gesagt, auch dergleichen zu sagen nicht die Absicht gehabt hat, sondern bloß wegen der den Bedürfnissen der Pfalz angemeßnen Einkleidung sonst bekannter Sachen Lob verdient, so würde es überflüssig sein, wenn ich Ihnen alle einzelne Punkte hersetzen wollte, worinn ich mit ihm einig bin; und da ich in meinem nächsten Briefe Ihnen von den über sein Werk entstandnen Streitigkeiten ausführlichere Nachricht geben will, so werde ich alsdenn ohnehin Gelegenheit haben, noch verschiedenes anzuzeigen, worinn er meiner Meinung nach Recht oder Unrecht hat. Jetzt setze ich nur einen kurzen Entwurf seiner Schrift, und einige Anmerkungen über seine Regeln sowol, als seine Schreibart her.

Sein Plan kann den Verbesserern elender Mundarten zum Muster dienen. Er redet zuerst von den Bemühungen, die man auf die Verbesserung der Deutschen Sprache gewandt, wo ich indessen gestehen muß, daß er sich von

diesen Bemühungen fast etwas zu panegyrisch ausdrückt *). Gleichwol gesteht er, daß die Deutschen es in ihrer Sprache noch nicht so weit gebracht haben, als andre benachbarte Völker. Unter denjenigen, die sich der Sprache mit Ernst angenommen, giebt er den Sachsen den Vorzug. Andre Provinzen fangen nun zwar, wie er sagt, auch nach und nach an, die Augen zu eröfnen; viele aber liegen noch in einem tiefen Schlummer. Unter diesen ist auch die Pfalz. Jedoch, wie es zu gehen pflegt, man sucht seinen Fehler zu beschönigen, anstatt ihn abzulegen. Da es hauptsächlich zwei Vorurtheile sind, woraus diese Nachlässigkeit herrührt, einmal daß die Verbesserung der Muttersprache auf den Flor der Künste und Wissenschaften keinen Einfluß habe, zweitens daß die Pfälzische Mundart insbesondre keiner Ausbesserung benöthigt sei, so theilt sich der ganze Vortrag des Hn. Hofkaplans ganz natürlich in zwei Theile, wovon der erste jenes, und der zweite das letztere Vorurtheil wiederlegt. Der erste Theil ist nur kurz. Wenn Geschmack und Einsicht allgemeiner gemacht werden sollen, so muß in der Muttersprache geschrieben, und folglich diese zu verbessern gesucht werden, oder man müste jedermann zumuthen, fremde Sprachen zu lernen. Dichter und Redner sind dem grö-

*) Z. E. S. 3: „Die Deutschen Gesellschaften zu „Leipzig, Jena, Göttingen, Greifswald und „Helmstädt haben ihren Namen zu sehr verherr„lichet, als daß ich ihrer mit grosem Ruhme er„wähnen sollte.“

grösten Theile ihrer Landsleute unnüz, sobald sie sich einer fremden Sprache bedienen (Redner ist hier in weiter Bedeutung von einem jeden, der einen guten mündlichen oder schriftlichen Vortrag hat, zu verstehen). Wer eine Lateinische Erziehung genossen hat, mag vielleicht eine ganz guten Lateinischen Aussaz zu verfertigen im Stande sein, ohne daß er deshalb geschickt ist, auch im Deutschen etwas hervorzubringen, das sich ohne Ekel lesen läst. Nach der in der Pfalz eingeführten Gewohnheit verwendet ein junger Mensch seine schönste Lebenszeit vom neunten bis ins sechzehnte Jahr fast ganz allein auf das Latein. H. H. eifert ungemein gegen die Lateinischen Kunstwörter in der Sprachlehre. Wenn sie so gehäuft werden, wie er es beschreibt, so wird daraus freilich ein Chaos für den Kopf; wenn man aber die Zahl einschränkt, so sind manche Lateinische eben so leicht zu behalten, als die Deutschen, und geben vielleicht weniger zu Verwirrungen Gelegenheit. Ich begnüge mich mit dem einzigen Beispiele von dekliniren und konjugiren. Was das sei, lernt ein Kind bald. Man seze abändern und abwandeln dafür, so hat man gewiß zu erwarten, daß es hundertmal wieder vergessen wird, ob die Nennwörter oder die Zeitwörter abgewandelt werden. Indessen will ich damit dem ausschließenden Gebrauch der Lateinischen Kunstwörter nicht das Wort reden. Wissen muß man diese Ausdrücke doch einmal, und die Deutschen auch. Man verfährt also

nach

nach seiner Bequemlichkeit, und bringt manche Benennungen den Lehrlingen zuerst Deutsch und andre wieder Lateinisch bei. Wie viele Millionen Köpfe haben die Wörter Nominativus, Genitivus rc. behalten, ohne daß es sie geschmerzt hat. Warum soll man sie wegwerfen, oder sie durchaus übersetzen, oder sich gar der unfehlbar zu Verwirrungen führenden Benennungen die erste, zweite rc. Endung*) bedienen. Am Ende ist es fast eben so sehr Pedantismus, wenn man alles Deutsch haben will, als wenn man nur in einem fremden Tone Bestimmtheit und Deutlichkeit zu finden glaubt. Daß H. H. selbst, wie er von sich versichert, die Redetheile nach Durchlaufung aller Klassen nicht anders, als die Farben, zu unterscheiden gewust, rührte nicht sowol von dem Lateinischen Schall, als von dem Fehler der Lehrart her, da man theils die ganze Sache zu wenig erklärte, die Merkmale jedes Redetheils nicht genau genug angab, theils die ersten Beispiele nicht aus der Muttersprache nahm. Das letzte verlange ich so sehr, als H. H. es immer thun kann. Über den Punkt, daß niemand die Wortfügung einer fremden Sprache lernen könne, ehe er sie in seiner Muttersprache gelernt hat, sind wir ebenfalls einig. Wie will doch jemand, der in seiner Muttersprache nichts dabei empfindet, wenn er

*) Wieder diese mit Ordnungszahlen verbundenen Kunstwörter habe ich schon im ersten Theil S. 79 eine Anmerkung beigebracht.

er dich anstatt dir setzt, hoffen, im Lateinischen ein feiners Gefühl zu haben, oder der in jener die Worte noch immer unrichtig ordnet, sie in dieser richtiger auf einander folgen zu lassen? Nichts zeigt die Thorheit des Unternehmens, die Lateinische Wortfügung vor der Deutschen zu lernen, deutlicher, als wenn man es aus diesem Gesichtspunkte betrachtet. Desto lebhafter zeigt H. H. den Schaden, der daraus entsteht, wenn man über dem Lateinlernen die nützlichen Dinge ganz versäumt, — und bei dem allen ist er kein bloßer Realist, der die Sprachen aus den Schulen verbannen, oder sie nachlässig behandeln wollte. Es kömmt, wie er mit Recht behauptet, alles auf eine gute Lehrart an, die alles richtig einzutheilen und zu verbinden weiß. Diese Eintheilung und Verbindung aber ist es grade, was unsre neuen Schulverbesserer zum Unglück gar nicht verstehen. Sie loben die gelehrten Sprachen mehr, als sie dieselbe treiben. Sie bringen den Jüngling nicht so weit darinn, daß er sich selbst helfen, und vermittelst ihrer die Wissenschaften mit besserm Fortgange studiren kann.

Der zweite Theil zerfällt wieder in zwei Abschnitte. Der erste handelt von der Armuth der Pfälzischen Mundart. Es ist zwar Gottschedianismus, wenn H. H. sagt, die Deutsche Sprache besitze heute zu Tage einen solchen Reichthum, daß sie schwerlich irgend einer Sprache den Vorzug in diesem Stücke einräumen werde *); darinn aber hat er völlig Recht, daß

sie bei manchem Volke Deutschlandes in einer zu magern Gestalt erscheine. Sie wissen, daß ich

kein

*) Eine Sprache ist alsdenn arm, wenn sie zu Bezeichnung vieler Dinge in ihrem ganzen Vorrathe, es sei dieser Vorrath einheimisch oder fremde, kein Wort hat. Man nehme z. E. die Zergliederung eines Pferdes. Im Französischen hat alles seinen eigenen Namen; im Deutschen nicht. Unsre Sprache ist also zu arm, als daß man darinn von der Pferdearzneikunst gründlich sollte schreiben können. Kömmt einmal ein Genie von einem Pferdearzte, so wird freilich diese Schwierigkeit eben so gut gehoben sein, als sie sich in der Philosophie und andern Wissenschaften hat heben lassen, wo wir nach und nach andre Sprachen an Reichthum zu übertreffen anfangen. Noch ein besondres Beispiel mag hier seinen Platz finden. Der Herr Rektor Damm bemerkt in seiner Übersetzung der Odyssee S. 708, daß wir kein Wort haben, die Zusammenfügung von Brettern, womit wir die Eingänge zu unsern Häusern und Zimmern verschließen, zu bezeichnen. Die Eröffnung heißt bei uns so wie dasjenige, wodurch sie bedeckt oder verschlossen wird, die Thüre. Wenn man daher sagt, eine Flintenkugel sei durch die Thüre in die Stube gekommen, so kann es entweder heißen durch die offenstehende Thüre oder durch das Thürbrett. Wollte man anstatt Thürbrett Laden oder Flügel gebrauchen, so gäbe beides vielleicht eine neue Schwierigkeit, weil beide Wörter schon mehrere andre Begriffe bezeichnen. Glücklicher ist hier die Griechische und Lateinische Sprache. Homer nennt den Laden oder das Brett der Thüre σανίδες, wie auch Pollux (Onomast. Lib. I, Cap. 8, Sect. 2) erwähnt; die Lateiner haben ihr foris, welcher Singular zwar selten, aber doch zuweilen vorkömmt. Vermuthlich haben die meisten Thüren der Römer aus zwei Flügeln bestanden; sonst, dächte

ich

kein Reinigkeitsverfechter bin, und die Einmischung fremder Wörter sowol andern gestatte, als mich ihrer selbst bediene; jedoch ist es Ihnen auf der andern Seite eben so bekannt, daß mir nichts lächerlicher ist, als ein Aufsatz, der ohne Noth von fremden oder fremdartigen Wörtern wimmelt, deren Begriff sich Deutsch eben so gut ausdrücken läst. H. H. giebt unter den verschiedenen Klassen von Sprachflickern, wie er sie nennt, den Hofleuten den ersten Rang, und führt hernach drey ziemlich lange Verzeichnisse von Wörtern an, die bei Hofe (in der sogenannten Konversation), im Soldatenwesen und von den Gottesgelehrten gebraucht werden, und setzt das Deutsche Wort, das er an dessen Stelle gebraucht zu werden für tüchtig hält, daneben. Sind nun seine übersetzungen gleich nicht alle treffend (denn Amusement ist z. B. mehr Beschäftigung, Unterhaltung, Vergnügung, als Ergötzlichkeit, avanciren heißt kürzer und richtiger rücken oder steigen als befördert werden, bedeutet auch über dem thätigerweise (active) fortrücken, erheben u. s. w., und müssen gleich manche fremde Ausdrücke in gewissen Fällen durchaus beibehalten

ich, müste man auch wol den Singular valua noch in einem Schriftsteller finden, ob gleich in allen, die uns übrig sind, derselbe nicht vorkömmt. Ich müste nicht zu Rom gelebt haben, oder ich hätte nach der Analogie von puteal gleich ein neues Wort ianual gemacht (welches zwar sonst, wo ich nicht irre, schon eine Art von Kuchen, die dem Janus geopfert wurde, bedeutete).

ten werden, weil sie etwas bestimmters anzeigen, als die ihnen an die Seite gesetzten Deutschen (z. E. Agent ist etwas anders, als Sachwalter, welches auch Advokat bedeutet, Assemblee ist nur eine gewisse Art von Zusammenkunft, eine Bouteille sieht anders aus, als eine Flasche rc.), so lassen sich doch die meisten von ihm getadelten fremden Wörter ganz entbehren. Einige fremde Wörter läst er selbst (S. 76) zu. König in seiner Vorrede zu Steinbachs Wörterbuche erzählt von dem Könige August II. von Pohlen eine Anekdote, die H. H vielleicht angeführt hätte, wenn sie ihm bekannt gewesen, oder ihm nicht wieder entfallen wäre. Dieser Fürst pflegte zuweilen zum Scherz über zwei Stunden rein Deutsch zu reden, um zu beweisen, daß es nicht unmöglich sei. Jetzt möchte wol schwerlich ein Deutscher Prinz im Stande sein, ein Gleiches zu leisten. Unter den nach fremder Art gebildeten Ausdrücken und Redensarten, sind doch einige, die der Gebrauch der Neuern in Schutz genommen hat. Er hat viel Welt ist jetzt fast allenthalben gebräuchlich; er hat die große Welt gesehen scheint fast niemand mehr fremde, und er ist vom Handwerke wird auch noch bei den meisten ohne Tadel mit durchgehen.

Den zweiten Abschnitt seiner Schrift, der von der Nachlässigkeit der Pfälzer in Beobachtung der Deutschen Sprachregeln handelt, theilt H. H. in drey Hauptstücke nach den gewöhnlichen Theilen der Sprachlehre. (Syntax

nimmt er mit Etymologie zusammen.) Hätte er, wie ich, noch einen fünften Theil, die Rechtsprechung, angenommen, so würde er vermuthlich noch weit mehr an der Aussprache seiner Landsleuten auszusetzen gefunden haben, als er jetzt bei Gelegenheit der Rechtschreibung wirklich gethan hat. Bei der Empfehlung des k in Wörtern von Griechischem und Hebräischen Ursprunge hat sich H. H. von Gottscheden verleiten lassen, einen Beweis anzunehmen, der zu viel, und folglich gar nichts beweist. Denn wenn katholisch darum ein k, und kein c haben muß, weil die Griechen kein c haben, so wird man aus gleichem Grunde auch Keder, Kentaur, Kylinder ꝛc. und nicht Ceder, Centaur, Cylinder schreiben müssen. Gilt aber bei den letztern der Grund, daß wir sie aus dem Lateinischen empfangen haben, warum sollte er auch nicht bei dem erstern und allen ähnlichen gelten? Eine der grösten Abweichungen des Hn. H. vom guten Gebrauch der bessern Deutschen Provinzen ist wol die, da er das eigentlich sogenannte es-zett ganz verwirft, und den Zug ß bloß für ein doppeltes ſ gelten läst. Stoß, groß, Fuß sind also seiner Meinung nach falsch; er schreibt dafür Stos, gros, Fus, und in der mehrern Zahl Stöse, grose, Füse; so auch Landsasen (worinn wir ein ſſ gebrauchen würden), fliesen, heisen. Ein einzigesmal finde ich (S. 58) reißen, welches aber wol ein Druckfehler sein mag. In der That wundere ich mich, daß H. H. hierinn

Gott-

Gottscheden verlassen, und einer üblen zu lauter Verwirrungen Gelegenheit gebenden Gewohnheit, die leider von Thüringen bis an den Rhein fast herschend ist, nachgegeben hat. Vermuthlich nimmt er doch die Regel an: Was in der Aussprache verschieden ist, muß auch im Schreiben unterschieden werden, wenn es ohne Zwang geschehen kann. Dagegen ist es nun z. E. offenbar gehandelt, wenn er S. 67 schreibt: „er hat „recht weise Hände." Die Herleitung gilt bei Hn H. unstreitig etwas zu viel: Scheidel, Pabst, Pöpel, bässer ꝛc. werden schwerlich ihr Glück machen. Schmäucheln tadelt H. H. S. 106, und doch schreibt er selbst so. Also schreibt er zwar nicht zuerst, wie er sich einbildet, und die Herleitung von all ist außer Zweifel; aber doch ist der Gebrauch des einfachen l zu stark, und die Herleitung für die meisten zu versteckt. S. 115 sagt er einmal, Leid ist ein nothwendiges Stück zur Buße sei falsch, um zu beweisen, daß man nicht sagen dürfe die Reue und Leid ist ein nothwendiges Stück zur Buße. Das letzte hat seine Richtigkeit, aber der Beweis ist falsch; denn man kann das erste wirklich sagen. Der Kaiser Joseph u. d. g. hält er für ganz falsch. Gleichwol sagt man nicht bloß: es ist nicht der König, sondern der Kaiser Joseph (wer würde hier der weglassen?), sondern auch Es fand sich der Kaiser Joseph daselbst ein u. d. g. ist ohne Tadel. Wenn man der wegläst, so zeigt man dadurch an, daß man von ei-

ner bekannten Person zu sprechen glaube; z. E. man wird zwar sagen Doktor Krüger hat auch Träume geschrieben, Doktor Semler wird von Pastor Götzen angegriffen; aber so leicht nicht Doktor Belz hat vom Schall, und Doktor Gühling gegen Jerusalem geschrieben, weil im letztern Fall leicht gefragt werden könnte: wer sind die Doktoren Belz und Gühling? Sonderbar wird es manchen scheinen, wenn H. H. zugiebt, daß in den Wörtern fragen und legen das g wie ch laute; aber in der That hat er diesen Fehler mit andern gemein *). Endungen der Nennwörter nimmt er nur vier an, und wirft den Vokativ und Ablativ ganz weg, woraus man sieht, daß er nicht alles von Gottscheden angenommen. Doch behält er dessen 5 Deklinationen oder Abänderungen bei. Spaßhaft ist das, was er S. 129 ff. von dem Hasse seiner Landsleute gegen das am Ende der Wörter angehängte e erzählt, das sie bald affektirt, bald weibisch, bald, um es recht arg zu schimpfen, Lutherisch nennen. Zur Noth könnte ich ein Beispiel anführen, das so ziemlich parallel ist. Im Meklenburgischen habe ich es mehr als einmal gehört, daß man über Leute, welche Hochdeutsch redeten,

*) Herr Aichinger sagt S. 9: „g lautet in der Mitte „und hinten schier, wie ein ch, als: legen, arg.“ Weber S. 794: „Das G hat in der Aussprache „bald seinen eigenen Laut, als in Agat, Gott ꝛc; „bald lautet es wie ch, in Agent, Gnade ꝛc; „bald wie J in ärgeren, balgen, wegen ꝛc; bald „wie ein K in Hang, greifen, glauben ꝛc.“

redeten, sich beklagte, sie sprächen so Undeutsch (Undůtsch), und brachte ein auf Wanderung gewesener Handwerksbursche gar den Reichsdialekt mit nach Hause, so hieß es bei jedermann, der ihn vorher gekannt hatte, er rede jetzt ganz messingen (missingsch) *). Wieder auf die Pfälzer zurückzukommen, so ist es dort wol nicht bloß der Pöbel, der so sonderbar urtheilt, indem H. H. von Herren redet. Um zu beweisen, daß man dieser Gewohnheit mit Unrecht den invidiösen Namen Lutherisch gebe, führt er an, daß in Handschriften aus dem funfzehnten Jahrhunderte, und also vor Luthern, dieselbe schon oft beobachtet sei. Noch bündiger wäre die Wiederlegung geweseu, wenn er angeführt hätte, daß Luther in seiner B:belausgabe sowol, als in seinen andern Schriften, das End: e sehr oft weggelassen hat, z. E. die süßen Brodt, die Werk, die Thier, ein Mutter, die Schlang, die Hitz, fur dem Angesicht Gottes, nach seinem Bild ꝛc. an den Wörtern Knab und Aug verbeißt Herr H. das e selbst. Hingegen zieht er dem Schmerzen vor, da uns:e meisten neuern Schriftsteller dem Schmerze oder abgekürzt dem Schmerz zu sagen pflegen. Er lehrt, die Kirche unsrer lie:

 ben

*) Man könnte auf den Einfall gerathen, diesen Ausdruck für eine Korruption von Meißnisch zu halten; allein es ist viel wahrscheinlicher, daß der Meklenburgische Pöbel den etwas röchelnden oder gurgelnden Ton, den die Gewanderten mit zurückbringen, einer Trompete oder einem Waldhorne ähnlich gefunden, und ihn daher messingen benannt habe.

ben Frauen sei unrecht; aber getraut er sich wirklich zu sagen, die Kirche unserer lieben Frau? Außer diesem Fall darf man freilich jetzt nicht anders mehr sagen, als unsrer Frau. In dem eigenen Namen dringt Herr Hemmer etwas zu sehr auf die Weglassung des Geschlechtsworts. In der ersten Endung hat die Behauptung ihre gute Richtigkeit; hingegen wird man in der vierten z. B. lieber sagen man muß den Daniel bewundern, als mit Hn. H. man muß Danielen bewundern. Der Penelope thun es wenig Frauen nach ist auch untadelich. Bei uns würde man es für geziert halten, wenn jemand anstatt ich las im Horaz auch nur schreiben, geschweige denn sprechen wollte: ich las in Horazen. Karl des Großen sagen wir zwar nicht, sondern Karls des Großen; hingegen beständig Heinrich den vierten, nicht, wie H. H. es haben will, Heinrichen den Vierten. Gottsched sagt freilich männliches Geschlechts, und Luther voll süßes Weins, und ich kann nicht leugnen, daß ich dies für besser halte; aber der Gebrauch des n für s reißt jetzt sehr ein, und wird von vielen für richtiger gehalten. Herr Lessing bedient sich dessen immer, nicht bloß in der Aufschrift seiner Briefe antiquarischen Inhalts, die so viele andre Briefe::ischen Inhalts erzeugt haben, und im Götz von Berlichingen steht sei guten Muths, daß nun also das nicht mehr richtig ist, was Hr. H. S. 157 mit Recht schreiben konnte: „Jedermann sagt: sey gutes, nicht guten Mu-

„thes.

„ches.“ Auch an alten Beispielen fehlt es nicht. Opitz sagt z. E. in der übersetzten Argenis (S. 7. der Zueignung) voll königlichen Geistes, und selbst in den kritischen Beiträgen habe ich ein Foliante mittlern Formats u. d. g. m. angetroffen. Auch die Sprachlehrer sind in diesem Punkte nicht einig. Dies alles hätte Hn. H. bewegen sollen, sich bei dieser Gelegenheit des Ausdrucks Schnitzer nicht zu bedienen. Gottsched hatte es so oft gesagt, bis er es endlich im Ernst zu glauben anfing, daß die zweite und dritte Person der zweisylbigen unregelmäßigen Zeitwörter nur einsylbig sein müsse. Allein billig hätte er ein paar Ausnahmen gestatten sollen. Dahin gehört du siehest, er siehet, welches noch zu häufig ist, als daß H. H. es mit Gottscheden hätte verdammen sollen. Eben das gilt von dem Imperativ siehe *). S. 184 wird der Ausdruck ein ausnehmender Trost getadelt. Ich vertheidige ihn nicht, so wie ich etwa eine ungemeine Brücke nicht gut heißen möchte; aber gegen eine ausnehmende Fertigkeit habe ich nichts zu erinnern, da der Sprachgebrauch es einmal eingeführt, vor diesem Mittelworte das sich wegzulassen. S. 189 hätte Hn. H. nicht die Wortfügungen empfehlen sollen: Da bin ich auch bei gewesen; Da habe ich nichts von gehört. In unsern Gegenden man findet dieselben eben so platt, als diejenigen, welche er tadelt: Da bin ich auch dabei gewesen rc. Wir sagen Dabei bin ich auch gewesen,

*) Man sehe davon Th. 1. S. 35.

sen, oder ich bin auch dabei gewesen. S. 189 spottet er über die Rechtschreibung uhralt für uralt, und sagt uhralt heiße so alt als eine Uhr. Treffend ist dieser Scherz nicht. Steinalt heißt nicht so alt, als ein Stein; also würde auch in uhralt nicht nothwendig eine Vergleichung zum Grunde liegen müssen. Wenn Frisch nebst andern Recht hat, daß ur eigentlich von vor herkömmt, so ist das für die Rechtschreibung mit dem h Wiederlegung genug. Gegen und wider (wieder) sind im Gebrauch der Schriftsteller, besonders älterer, nicht so sicher unterschieden, als uns einige Sprachlehrer haben bereden wollen. Ich möchte nicht so gradehin mit Hn. H. sagen: „gegen heißt *erga*, wider contra,“ ob ich gleich weiß, daß ihm Tausende darinn beipflichten werden, weil ihnen diese Regel von Jugend auf eingeschärft, und es nicht jedermann gegeben ist, sich über früherlernte falsche Regeln hinauszusetzen. Man sagt eben so gut gegen alle Regeln, gegen allen Wolstand, allen Regeln entgegen, gegen die Parther ziehen, als wieder alle Regeln ꝛc. Ein Wiedersacher heißt Gegner; Wiederpart und Gegenpartei ist gleichgültig. In manchen ist sogar gegen allein, und nicht wieder gebräuchlich, z. E. Gegenkaiser, Gegentheil. Gegen und wieder bleibt deshalb doch noch in vielen Fällen unterschieden. Das dritte Hauptstück des zweiten Theils, welches die letztern hier angeführten Beispiele beiläufig mit enthält, handelt von der Tonmessung.

H. H.

H. H. führt Fehler aus allerlei Pfälzischen Gedichten an, nicht bloß prosodische, wie es der überschrift des Hauptstücks gemäß gewesen wäre, sondern auch orthographische, etymologische und syntaktische. Auf die Erklärung eigentlich prosodischer Regeln und Grundsätze hat er sich wenig eingelassen, oder vielmehr er konnte es nach dem nicht einmal, was er S. 204 sagt: „Wir haben „in unsrer Dichtkunst nur eine einzige Regel, „nach der wir alles abmessen; nämlich das gute „Gehör."

Ich habe noch versprochen über die eigne Deutsche Sprache des Hn. Hofkaplans einige Anmerkungen zu machen. Sie werden vermuthlich mehrentheils solche Dinge betreffen, die H. H. und mit ihm die übrige Pfalz für Recht, hingegen ich mit meinen Landsleuten für Unrecht halte. Selten, hoffe ich, wird etwas vorkommen, was nur Hn. H. oder nur mir eigen ist. Dasjenige, worinn wol die meisten mit Hn. H. uneins und unzufrieden sein werden, nemlich seine besondere Art, die Sylben der Wörter so zu trennen, daß die Buchstaben des Stamworts, imgleichen die Buchstaben der angehängten Endungen immer bei einander bleiben (z. E. merk-en, unt-er, Reg-el, emp-find-en, leb-end-ig-en), muß ich verschieben, bis ich die von ihm versprochne Abhandlung von der rechten Art zu buchstabiren werde zu Gesichte bekommen haben, ob ich gleich sehr zweifle, daß er mich mehr überzeugen werde, als diejenigen, die er in die-

ser

ser Meinung zu Vorgängern hat. Seiner eigenen Erklärung nach *) kann und wird er mir meine Abweichung von seinen Gedanken nicht übel nehmen. Er sieht viel auf den allgemeinen Gebrauch der Gelehrten (S. 138), ich auch; folglich ist das Gesetzbuch, woraus man über uns zu richten hat, bestimmt.

Ich mache den Anfang mit einigen Wörtern, die wir in unsern Gegenden entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht in derjenigen Bedeutung gebrauchen würden, die ihnen Herr Hemmer beilegt. Wir sagen also nicht die Nation unterwand sich, ihrer Sprache Richtigkeit zu verschaffen, sondern sie bemühte sich; nicht es geht ihr an Richtigkeit noch viel ab, sondern es mangelt ihr daran; nicht über den Abgang solcher Schriften klagen, sondern über den Mangel; nicht weitschichtige Lande, sondern weitläuftige Länder; nicht die Redesätze lassen sich ohne Wörter nicht stalten, sondern zu Stande bringen oder bilden; nicht sich nach jemands Vorschriften fügen, sondern richten oder bequemen; nicht einen Mantel umhenken, sondern umhängen; nicht keine Sprache kann dießfalls die Stelle der Muttersprache vertreten, sondern in diesem Stücke; nicht ein schmackhaftes Gedicht, sondern ein reizendes oder geschmackvolles; nicht andre haben mich dieser Mühe enthoben, sondern überhoben; nicht ein mißstalteter Körper, sondern ein ungestalter; nicht die Verstö-

rung

*) S. 55. 56.

rung von Troja, sondern die Zerstörung; nicht sie können nicht aus dem Deutschen kommen, sondern sie können nicht klug daraus werden, es nicht verstehen, sich nicht herausfinden; nicht einen Entwurf werkstellig machen, sondern ihn ausführen, in Ausübung bringen; nicht der Verstand erschwingt sich zu Kenntnissen, sondern er erhebt sich; nicht ein gutes Stück des Weges abmachen, sondern zurücklegen; nicht zu Gesichte kriegen, sondern bekommen; nicht eine leidentliche Gestalt, sondern eine leidliche; nicht einem etwas vorrupfen, sondern vorwerfen; nicht eine Geringigkeit, sondern eine Kleinigkeit zu erinnern haben; nicht einen Garten oder die Muttersprache sorgfältig handhaben, sondern bearbeiten; nicht diese Werke streiten im Betreff, sondern in Ansehung der seltsamen Ausdrücke mit einander; nicht die Wesenheit, sondern das Wesen einer Sprache; nicht unsere Versekunst steht auf einem erhabenen Fusse, sondern sie steht auf einem guten, vortreflichen Fuße rc. Einen von Hn. H...s Ausdrücken verstehe ich nicht einmal recht. Er sagt S. 171, die Lehre von den Zeitwörtern sei ein ziemlich häklicher Punkt. Eine verfängliche Rede heißt beim Stieler häklicht; also wird wol ein häklicher Punkt ein kitzlicher Punkt sein, der einige Schwierigkeit hat. Noch andre Wörter erscheinen bei Hn. H. etwas verschieden von unserer Art gebildet. Dahin gehört sie sind sehr irre daran gewesen für irrig (sie haben sich

sehr

sehr geirrt), Gelehrtheit für Gelehrsamkeit, Kindesmägde für Kindermägde, elendig für elend, Leist (des Schusters) für Leisten, Inländer für Einländer, Erfahrniß für Erfahrung, eine nichtswerthige Schrift für nichtswürdige oder nichtswerthe, die Feinigkeit des Geschmacks für Feinheit ꝛc. Auch in Ansehung der Vorwörter habe ich bemerkt, daß Hr. H. sie zuweilen in etwas anderm Sinne gebraucht, als wir. Wir sagen in neuern Zeit, er (S. 2) zu neuern Zeiten; wir überdem, er (S. 8) neben dem; wir etwas von einer Sprachlehre wissen, er um eine Sprachlehre ꝛc.

Ich komme zu der Lehre von dem Geschlecht und der Beugung der Wörter. Wir sagen das Gleis, der Lobgesang, das Erbtheil, die Ecke, die Ceder; H. H. das Lobgesang, der Gleis, der Erbtheil, das Eck, der Ceder. Wir, es sind deren viele; H. H. derer. Wir, eine Menge anderer vornehmen Mitglieder, und das Geschrei einiger eigensinnigen Witzlinge, H. H. anderer vornehmer, und einiger eigensinniger. Wir Mißgeburten, an deren ganzer Bildung schwache Züge erscheinen; H. H. an deren ganzen Bildung. Wir die obersten Stufen; H. H. die öbersten. Wir der Einwohner, die Kosten; H. H. der Einwöhner, die Kösten. Wir ich habe erwogen, dies übel ist eingerissen, ich brauchte; H. H. ich habe erwäget, es hat eingerissen, ich bräuchte. H. H. hat sich nirgends erklärt, ob die Plurale der Beiwörter im Nominativ

nativ und Ackusativ nach einem Fürworte das e behalten oder nicht. Indessen schreibt er selbst richtig unsere edlen Deutschen. Ein einzigesmal steht S. 27 ihre besondere Regeln anstatt ihre besondern Regeln. Zur Wortforschung will ich noch den Fehler oder wenigstens den Übelstand rechnen, die Eigen- und Verwandschaften (S. 19).

Nun folgt die Wortfügung, wo wenig zu erinnern ist. S. 5 steht: „Kaiser Rudolph verboth, daß sich Niemand unterstehen sollte, das „geringste, so (was) das gemeine Wesen betrifft, „in lateinischer Sprache abzufassen.“ Wir würden hier schlechterdings beträfe sagen müssen. S. 73: Was ein entsetzlicher Wust; besser: was für ein entsetzlicher Wust. S. 48: „Der „Bart war mir gewachsen, ohne zu wissen, wie „ich meine täglichen Ausgaben berechnen sollte;“ besser: ohne daß ich wuste. Für sich zu todt martern oder quälen (S. 45 und 215) heißt es bei uns sich zu Tode quälen.

Noch ist die Rechtschreibung übrig, worinn ich einen jeden gern seiner Meinung sein lasse, wenn er nur derselben gewiß zu sein glaubt. Daß Hr. H. das ä sehr liebt, und das ß sehr haßt, wissen Sie schon aus dem Vorigen. Groß schreibt er manches, was ich klein schreiben würde, z. E. Jemand, Niemand, ein Paar Winkel, Jedermann, Viele, Wenige. Hin und wieder verdoppelt er die Konsonanten, wo ich sie nur einfach schreibe, z. E. Vatter, bestättigen.

Futter heißt bei ihm Futer. Manches trennt er, was ich zusammenschreibe, z. E. ins künftige, und manches wieder trenne ich, und er nicht, z. E. zuschnell. Zuweilen schreibt er mir ein e zuviel, z. E. in dunkeler, verwirret (wenn es ein Beiwort *) ist), unserige, und noch öfter finde ich es abgekniffen, wo es hätte stehen sollen, z. E. die mehrsten, gerad, Gemäld, Gebäud, Gefolg, ein lebendiger Zeug. Unter einzelnen Wörtern sind mir besonders folgende anstößig gewesen. Itzo ist gegen Hn. H. s eigene anderweitige Gewohnheit, indem ich nie bemerkt habe, daß er vorhero ꝛc. schreibt **). Gleichgiltig und Beihilfe werden zwar von mehrern gebraucht, aber, wie es mir scheint, bloß aus Spekulation und aus Anwendung der obenerwähnten falschen Gottschedischen Regel ***). Willkuhr heißt bei uns Willkühr, kündig hingegen kundig. Uberfliesig, Pöpel, Pabst, ebenteuerlich sind neuere Erfindungen, zum Theil Hn. H. eigenthümlich. Ungestimm steht

S. 24.

*) Meiner Meinung nach darf ein Mittelwort, sobald es eine beiwörtliche Bedeutung bekömmt, durchaus das e vor dem t nicht behalten, wofern der Wolklang es nicht hindert. Welcher gute Schriftsteller sagt z. E. diese Meinung ist sehr verkehret, dieser Mann hat sich sehr verdienet gemacht, ich habe ihn nie so aufgeräumet gesehen ꝛc?

**) Wannenhero, anhero und dahero werden S. 187 ausdrücklich verworfen.

***) S. davon oben S. 29.

S. 24, und ungestümm S. 24. Das letzte ist doch auch noch falsch; das eine m muß ganz weg. Zu den bloßen Spekulationen rechne ich auch Reiter und verhöhlen, die jedoch beide ihre Liebhaber gefunden haben. Seefährer und Träufe (aus dem Regen in die Träufe kommen S. 151) werden wol in der Pfalz das Bürgerrecht haben.

Fünfunddreißigster Brief.

Von Streitschriften, welche Hn. H. s Buch veranlast hat, sind mir folgende bekannt geworden:

Anmerkungen über die von Herrn Jakob Hemmern kuhrpf. Hofkapellane ꝛc. herausgegebene Abhandlung über die Deutsche Sprache, Verfasset von einem Liebhaber der Wahrheit. Mannheim. 1770. 106 Seiten in groß 8.

Kritischer Brief über zween Kunstrichter zu Mannheim. 1 B. in 8.

Schreiben über die Anmerkungen eines Liebhabers der Wahrheit zu Mannheim und über einen kritischen Brief von Frankfurt. 1770. 29 SS. in 8.

Jakob Hemmers Vertheidigung seiner Abhandlung über die Deutsche Sprache wider die Anmerkungen eines sogenannten Liebhabers der Wahrheit. Mannheim 1771. Mit dem Register 388 Seiten, und noch überdem XXVI Seiten Vorrede.

Gespräch eines pfälzischen Kunstrichters und des Liebhabers der Wahrheit über des Hn. Jakob Hemmer sogenannte Vertheidigung seiner Abhandlung über die Deutsche Sprache. 1771. 50 S. in 8.

Der unglückliche Liebhaber der Wahrheit, oder Schreiben eines geputzten Theologen über dessen Gespräch. Heidelberg. 1771. 53 Seiten in 8.

Noch als eine Zugabe gehört hieher:

Kritik über den ersten Band der Gedichte des Herrn Hemmer. Goßlar. 1772. 31 SS. in 8.

Von dem Ausgange des Streits erzählt die Erfurtische gelehrte Zeitung *), Hn. H. s Gegner habe im Jahr 1772 im eigentlichsten Verstande aus Beschämung die Flucht ergriffen, und außer der Pfalz einen Schuldienst angenommen. Aus eben derselben lernt man, daß dieser Ausgang einem elenden Dichter Gelegenheit zu einem Gedichte von 46 Seiten unter folgendem Titel Gelegenheit gegeben.

Der Sieg der Wahrheit und Stürzfall der Vermessenheit oder Schicksal des von Hn. Hemmer völlig besiegten sogenannten Liebhabers der Wahrheit, in einem Gedichte entworfen von einem Musenfreunde. Frft. und Leipzig 1772.

Dieses Gedicht habe ich nicht gesehen.

Ich

*) Vom Jahr 1772, St. 45 S. 378, wo man auch die meisten dieser Streitschriften erzählt findet. Der Anfang des Streits kömmt im Jahrgange 1771, St. 17, vor. Von den meisten hieher gehörigen Stücken steht auch eine kurze Nachricht im 2 St. des 20 B. der Allg. D. Bibl.

Ich gehe nun nach der Reihe die obenangezeigten Schriften durch

Der Verf. der Anmerkungen schreibt doch noch mit so ziemlicher Mäßigung, sie sei nun natürlich, oder gezwungen. Sein Spott ist von der kalten, nicht von der beißenden Art; auch dehnt er seine Einfälle nur selten, welchen Fehler man eher Hn. H. zur Last legen könnte. Desto besser! denn wenn er einmal im Ernst witzig sein will, wie ihm zuweilen einfällt, so möchte dem Leser übel werden *). Unerfahren ist er auch nicht ganz. Er hat mehrere Provinzen gesehen, als die Pfalz, und führt verschiedene gute Hochdeutsche Schriftsteller an, welches letztere Hr. H. nicht einmal gethan hatte. Auf der andern Seite sieht man leicht, daß ihm jeder Tadel der Pfalz unwillkommen sei, und daß er gern Hn. H. s Abhandlung als ganz überflüssig und boshaft tadelsüchtig verschreien möchte. Das sind keine Zeichen eines Liebhabers der Wahrheit. Wie es denn nun aber in dergleichen Fällen zu gehen pflegt, es ist ihm geglückt, die schwacheu Seiten des Hemmerschen Werks zu entdecken, und sie bald mit mehrerm, bald mit geringerm Glücke anzugreifen. Mit seinem guten Willen hat er ihm keine auch nur verdächtige Sylbe geschenkt. Aber dafür vertheidigt er denn auch wieder mit unter Dinge, die sich unmöglich vertheidigen lassen, und bedenkt das nicht, daß die Eigenthüm-

*) Wer die Anmerkungen besitzt, sehe z. E. S. 91.

lichkeiten der Pfälzischen Mundart aus jedem Buche wegfallen müssen, das außer der Pfalz mit Vergnügen und Beifall gelesen sein will, gesetzt daß auch diese Eigenthümlichkeiten sich besser rechtfertigen ließen, als manche Ausdrücke und Wortfügungen der Obersachsen, die nun einmal in gedruckten Schriften die Oberhand erhalten haben. H. H. sagt doch nur (S. 100): „Wenn ein regelmäsiges Deutsch über eine „pfälzische Zunge rollet, so kann es zum Muster der Anmuth dienen." Gleichwol schien dies manchem schon zu viel gesagt zu sein. Aber sein Gegner behauptet gar (S. 22), daß „insgemein „zu reden, die Pfälzer weit besser sprechen, als „die Sachsen." Mich wird nun wol niemand für einen Vertheidiger der Sachsen halten *); aber das Unrecht möchte ich meinen lieben Nachbarn doch nicht gern anthun, ihre Mundart unter die Pfälzische herunter setzen zu lassen, die ich nicht von einer rühmlichen Seite zu kennen die Ehre habe, obgleich diejenigen, von denen ich darinn habe sprechen hören, meistentheils Leute gewesen sind, die zum Pöbel nicht können gerechnet werden. Mit noch etwas vollern Bakken wird S. 24 gesagt: „Wann (wenn) die „Pfälzer das ischt weg lassen; wann ihre Spra„che aus dem Munde eines gelehrten, oder auch „nur eines ehrbaren Mannes ertönet: so ist sie „die reinste und schönste im ganzen Deutschlande.

„Sie

*) Man sehe den ersten Theil dieser Briefe S. 14 ff. 29 ff.

„Sie gleichet einem reinen Silberflusse, der sanft, „ungezwungen und angenehm dahin rollt.“ Das muß ich doch dem Liebhaber der Wahrheit zum Ruhm nachsagen, daß er selbst noch so ziemlich reines Deutsch schreibt, wenigstens ungleich besser, als ich es erwartete. Sie seynd liest man zwar durchgängig; aber das ist diesmal nur deswegen, weil H. Hemmer auf sind so versessen ist, und es den Pfälzern mit aller Gewalt aufdringen will; denn sonst versichert der Liebhaber der Wahrheit ausdrücklich, daß er sich desselben schon mehrmalen in seinen gedruckten Schriften bedient habe. Auch ist schwerlich eine Seite im Buche, die so ganz rein wäre; aber doch, dünkt mich, für einen Pfälzer, noch dazu von der Klasse der Unfehlbaren, hat der Liebhaber der Wahrheit viel geleistet. Unter dem übrigen Fehlerhaften wird etwa folgendes das vorzüglichste sein. Er schreibt immer die Predig, Predigstühle für Predigtstühle. Wo wir beißig und verdrießlich sagen, sagt er bissig, verdrüssig. Dennoch ist bei ihm dannoch, und auch das bedingende wenn (si) jederzeit wann. Seine Vertheidigung des letztern Wortes (S. 72) ist ziemlich lustig: „Denn und wenn kann uns der Herr „Verfasser auch nicht aufdringen. Oder wie „wollte es der Herr machen? Wir glauben, „dann und wann sey eben so schön, und warum „sollte es nicht so gut seyn? Dieses seynd unter„schiedene Mundarten, welcher sich ein jeder „nach Landesgebrauche bedienen kann.“ Aus

S. 77, wo er Hn. H. tadelt, daß er das Maas und nicht das Maaß schreibe, sollte man auf die Vermuthung gerathen, daß er selbst ein Vertheidiger des Gottschedischen ß oder scharfen ſ sei; allein er schreibt, wie H. H. Fleise, Füse, groser für Fleiße, Füße, großer. Anstatt daß H. H. nur Erfahrniß für Erfahrung sagt, gebraucht sein Gegner gar noch Erfahrnuß, und den Plural dieser Wörter in nuß macht er nussen, z. E. Erlaubnussen (S. 98. 99). Ich half hat bei ihm im Konjunktiv hälfe, nicht hülfe. Den Imperativ mit man, der bei uns nicht recht gelitten ist, findet man auch einigemal (z. E. S. 60: „Lese man die Werke, die von der Wohlredenheit handeln). Gegen die gute Wortfügung ist auch zuweilen verstoßen. Gleich der Anfang heißt: „Die edle Pfalz ist in viel zu hohem Werthe bey mir, als daß ich diese Abhandlung ohne Empfindung durchlesen konnte.“ Wir würden hier haben sagen müssen: hätte durchlesen können. S. 55; „Wollen Sie verneinen, daß die Schüler diese Dinge gelehrt werden?“ Warum nicht daß man die Schüler diese Dinge lehre? S. 4: „Es soll alles in zweenen Theilen eingeschlossen werden.“ In zween (zwey) Theile. S. 84: „Er beschuldigt ein ganzes Land wegen den Fehlern einiger Ungelehrten : : : Bald seynd die Pfälzer gar grobe Unwissende wegen einem Buchstaben.“ S. 24: „Will der Herr aber die Rechtschreibung (uns unsre Rechtschreibung) vorwerfen,

„so

„so ist es nicht dem also, daß die Pfalz nichts „weiß von einer Sprachlehre.“ Das letzte Beispiel beweiset beiläufig, daß der Verf. auch zuweilen gegen die gute Ordnung der Wörter gefehlt habe, welches dem Lesenden noch unangenehmer zu sein pflegt, als falsche Konstruktionen. „Im ersten Theile,“ heißt es unter andern S. 4, „werde ich Anmerkungen machen „über die Widersprüche ꝛc.“ Von besondern Wörtern und Bedeutungen, die vielleicht in der Pfalz ganz artig gefunden werden mögen, habe ich auch einen kleinen Vorrath gezeichnet. Einen als unerfahren (der Unerfahrenheit) beschuldigen. Sich um die Deutsche Sprache (sich der Deutschen Sprache) annehmen. Diesen Ausdruck führt der Verf S. 7. gar an, als wenn er in Hn. Hemmers Schrift stände, da doch dieser annehmen allemal richtig mit dem Genitiv verbunden hat. „Karl der große und „andre haben durch ergebene Befehle an der „Ausbesserung der Deutschen Sprache gearbei„tet.“ Jener für derjenige steht sehr oft (z. E. „Ich kann alle jene Leute, die nur bis in das „Maynzische gekommen seynd, als Zeugen an„führen.“ S. 90). Sich einhalten für sich enthalten. Anziehen für citiren, anführen. Ihr Herren Pfälzer müsset alles dieses geduldēn. Herr H. steiget S. 29 bis 31 über die Prediger hinein (S. 38; anstatt er greift sie an, macht sich an sie). Verwunderliche Zufälle. Was brauchet es so viel wesen (Umstände)? Aufer-

bauen für erbauen, im geistlichen (homiletischen) Verstande. H. Hemmer hat ein gutes Ziel und Ende (eine gute Absicht). An gelehrten Leuten etwas ausstellen (aussetzen, tadeln). Ein Buch einsehen für ansehen. Ein Stillschweigen halten (beobachten). Halt! (das Versicherungswörtchen). Die Unbilde *) für die Unbilligkeit oder die Beleidigung. Eine Nation angeben für angreifen rc. Auf einzelne Wiederlegungen, die der Liebhaber der Wahrheit versucht hat, kann ich mich hier nicht weitläuftig einlassen, da ich ohnehin manche noch werde unten berühren müssen. Zuweilen vertheidigt er eine gute Sache ziemlich schlecht, z. E. die Schreibart des Wortes also **). Es wäre genug gewesen, wenn er sich auf die allgemeine und lange Gewohnheit und auf die Aussprache berufen hätte; allein um seinen Gegner recht klein zu machen, leugnet er ihm auch sogar die Zusammensetzung von all und so ab, und hält die von als und so für natürlicher. Der Beweis ist sehr einleuchtend: „Das als hat gar oft die Bedeutung von „halt: z. B. es ist halt so, heißt eben so viel, „als: es ist also. Sollten es aber nicht zwey „ſ seyn? Nein, das eine wäre überfliesig, wie „das t bey Hertz.“ Diese Stelle steht S. 71.

Aber

*) Andre Gegenden sagen der Unbild, welches Wort H. von Justi in seiner Anweisung zur Deutschen Schreibart S. 37 unter die Österreichischen Provinzialismen rechnet.

**) Man sehe oben S. 39.

Aber auch schlechte Sachen hat er gelernt schlecht vertheidigen, da diese der guten Vertheidigung am meisten bedürften. H. Hemmer hatte in dem Worte Monath das th zu behaupten gesucht, welches ihm jetzt von vielen unbilligerweise entrissen wird. Der angegebne Grund, weil die Endsylbe ath sonst immer ein th habe (z. E. „Heu„rath, Heimath, Zierath“), war nicht eben der rechte *). Indessen sieht unser Wiederleger diese Sache von einer ganz sonderbaren Seite an. „Mein Herr!“ schreibt er S. 72, „unter diesen „Wörtern, und unter Monat ist ein Unterschied. „Man betrachte nur die Vielzahl. Man spricht: „in den Heurathen, Zierathen u. d. g.; aber „man spricht nicht in den Monaten; sondern in „den Monaten.“ Bei uns sind Monathe und Heirathen gleich unreine Daktyle. In wenigen Stücken ist der Liebhaber der Wahrheit nach meinen Gedanken unwiederleglich, nemlich in der Vertheidigung der Schreibungen Vater, besser, Pöbel (für Vatter, bässer, Pöpel), und des e am Ende der befehlenden Weise einiger unregelmäßigen Zeitwörter (siehe, bitte u. d. g.

*) Der wahre Grund warum Monath ein th haben muß, liegt darinn, weil verkürzt Mond und nicht Mont daraus geworden ist. D und th wechseln in mehrern Wörtern mit einander ab. Freilich hat ein fast allgemeiner Gebrauch in manchen Wörtern aus einem für D stehenden th schon ein t gemacht, z. E. in Arbeit; aber Monath hat noch immer Schriftsteller von Ansehen genug für sich

d. g.) und in der Verwerfung der bereits oben *) von mir getadelten Trennung der Wörter dabei, davon und ähnlicher.

Der kritische Brief, als die zweite der hieher gehörigen Schriften, ist zwar Frankfurt den 1ten Tag des Heumonaths 1770 unterschrieben, scheint aber in der Pfalz gemacht zu sein. Das Ding soll witzig sein, und unter dem Schein, als wenn man gegen beide Theile unparteiisch verfahren wolle, wird Hn. H s Gegner fast bis in den Himmel erhoben. Das Deutsch ist ziemlich schlecht, aber auf eine andre Art, als das Deutsch des Liebhabers der Wahrheit, woraus man so viel sieht, daß nicht dieser, sondern nur einer seiner Freunde Verfasser sei. Beiläufig wird aus dessen Schrift die vermuthlich richtige Folge gezogen, daß er im Schulstande leben müsse.

Das Schreiben über die Anmerkungen 2c. ist eine Parodie des kritischen Briefes, und hat einen Freund des Hn. H. zum Verfasser. Die Regeln der Parodie sind ziemlich gut beobachtet, und die Schreibart ist munter genug. Beiläufig wird ein Wink gegeben, daß der Liebhaber vielleicht Verfasser eines von Hn. Hemmer sehr getadelten Gedichts, der August im Jenner, sei; in diesem Fall wäre sein Angriff auf einmal erklärbar. Vermuthlich hat H. H. um die Herausgabe dieses Schreibens gewust, das übrigens Mainz den 20ten Tag des Augustmonaths 1770 unterschrieben ist.

Nun

*) S. 43

Nun folgt Hn. Hemmers eigne Vertheidigung seiner Abhandlung, fast noch einmal so stark, als die Abhandlung selbst, auch noch einmal so theuer. Ob eine so ausführliche Vertheidigung nöthig gewesen, kann eigentlich wol nur in der Pfalz beurtheilt werden; nur, dächte ich, der Ausführlichkeit unbeschadet könnte das Buch um drei Viertheile kleiner sein. Für mich ist die Vorrede am interessantesten, worinn H. H. von den durch seine Schrift verursachten mancherlei Bewegungen Nachricht ertheilt. Er vermuthete anfänglich kein bessers Schicksal, als Gottsched (nun der, sollte man denken, hätte von vielem Glück zu sagen), und noch vor wenig Jahren Popowitsch *) erfahren; allein er fand bald, daß er

*) Diesen Mann nennt Herr Hemmer nicht ausdrücklich, bezeichnet ihn aber so deutlich, daß man ihn leicht erkennen kann. Im Text nennt er ihn einen geschickten Sprachlehrer an der Donau, und in der dazu gesetzten Note erinnert er folgendes: „Herr „P. . . bestieg einen öffentlichen Lehrstuhl der Deut„schen Sprache. Dieses zog ihm häufige Feinde „über den Hals. Man that ihm großen Wieder„stand. Man schickte ihm zum Schimpfe Kutscher „und Lackeyen in den Hörsaal. Man quälte ihn so „lang, bis er sein Lehramt niederlegte." Diese Anmerkung hat einem Mitarbeiter an der Allg. D. Bibliothek zu einem lächerlichen Fehler der Bedachtsamkeit (ein Ding, dessen die Bibliothek neulich mich zu beschuldigen versucht hat) Gelegenheit gegeben. Im zweiten Stück des zwanzigsten Bandes S. 280 wird diese Anekdote erzählt, und bei Herr P. in einer Parenthese hinzugefügt: wie es scheint in der Pfalz. Freilich mag der Recensent wissen, daß

er sich sehr geirrt hatte. Es liefen viele Briefe bei ihm ein, worinn man nicht bloß seinen Beifall bezeugte, sondern auch sich nach guten Sprachlehren erkundigte, Zweifel und Einwürfe machte, und Erläuterungen verlangte. Man machte an ein paar Orten sogar Anstalten zur Errichtung einer Deutschen Gesellschaft. Man schrieb und sprach allmählich vorsichtiger, selbst auf der Kanzel. Gottscheds Kern wurde hin und wieder eingeführt, und von Hn. H. selbst eine Umarbeitung der für die Jugend bestimmten ersten Lesebücher verlangt. In diese sollte er auf ausdrückliches Verlangen seine neue Art zu buchstabiren *) mit einfließen lassen, die eine große Menge Nachfolger fand. (Dieser letzte Umstand sollte doch Hn. H. gegen seine Lobredner in der Pfalz etwas mißtrauisch machen. In den meisten übrigen Gegenden Deutschlandes wird man seine Buchstabirart unausstehlich finden.) Er geht hernach einige neu erschienene Schriften durch, und zeigt, in wieweit sie nach seinen Grundsätzen eingerichtet sind. In einer darunter war Logik, Metaphysik und Mathematik durch Schlußredekunst, eine über die Natur steigende Wissenschaft und Meßkunst übersetzt worden. Hier räumt Herr H. doch ein, daß die fremden Namen ohne Sünde hätten können stehen bleiben, oder wenigstens besser hätten müssen

daß die Pfalz nicht an der Donau liegt; aber mit seinen Augen, mit seinen Augen . . . wie mag es da aussehen?

*) Man sehe davon S. 45.

müssen übersetzt werden. Von Mathematik sagt er, die Gelehrten hätten es bisher unverändert beibehalten; so muß ihm wol der Name Grössenlehre nie zu Gesichte gekommen sein. Die Anmerkungen des Liebhabers der Wahrheit erklärt er für eine Schrift, die nicht vortheilhafter für die Aufnahme der Deutschen Sprache in der Pfalz hätte ausfallen können. Der Verf. habe die Nothwendigkeit der Ausarbeitung der Muttersprache zugegeben, und die der Pfalz vorgeworfnen Fehler gröstentheils öffentlich oder heimlich eingestanden. Antworten müsse er ihm deshalb nur, weil er ihm vieles angedichtet, was in seinem Buche nicht stehe, seine Worte verstümmelt ꝛc. Hätte dies so ganz seine Richtigkeit, so hätte doch Hn. H. s Buch um einen großen Theil kürzer sein können. Um die Person meines Gegners hätte ich mich, wenn ich H. H. gewesen wäre, gar nicht bekümmert. Er giebt zu verstehen, es sei ein gewisser Schulmann, der zwar auf niedern, aber auf keiner hohen Schule studirt habe.

In der Vertheidigung selbst verfährt H. H. so, daß er den ganzen Vortrag in die Beantwortung elf verschiedener Fragen, die zwischen ihm und dem Liebhaber der Wahrheit (den er Herr Biedermann *) zu nennen pflegt, streitig sind. Für uns sind die wenigsten dieser Fragen von Wichtigkeit. Indessen will ich von einer jeden etwas anführen. Die

*) S. davon unten bei dem Gespräch eines pfälzischen Kunstrichters.

Die erste Frage, ob H. H. sich zu harter Ausdrücke wieder die Pfälzer bedient habe, hätte in gewisser Absicht die letzte sein müssen. Denn hätte der Liebhaber der Wahrheit bewiesen, daß die von Hn. H. gerügten Fehler entweder geringe wären, oder doch in der Pfalz nicht oft vorkämen, so würde man allerdings sagen müssen, H. H. habe sich zu stark ausgedrückt. Hat es aber mit jenen Vorwürfen seine Richtigkeit; nun dann, ein hartes Wort mehr oder weniger. Wer sich darnach bessert, wird es wol verschmerzen, und wen es nicht bessert, für den muß man auf härtere bedacht sein. H. H. zeigt, er habe manches gar nicht gesagt, was ihn der Liebhaber sagen lasse, theils sei es so schlimm nicht, was er gesagt, und endlich führt er noch Beispiele von andern an, die sich weit härterer Ausdrücke bedienet haben. Insbesondere findet man S. 37 eine herrliche dahin gehörige Chrestomathie aus Gottscheds Schriften, die sich ganz artig näher ausnimmt (Hirngeburten, wursamisches Zeug, Ungezieser u. d. g.). Die Beantwortung dieser ersten Frage nimmt 41 Seiten ein; Sie können also schließen, wie sehr sich H. H. über jede dahin einschlagende Kleinigkeit ausgebreitet haben muß.

Die zweite Frage ist, ob sich in Hn. Hemmers Abhandlung Wiedersprüche finden. Gesetzt sie fänden sich, so würde das nichts zur Hauptsache thun; in der That haben sie aber alle

ihren Grund einzig und allein in der vortreflichen Auslegunstkunst des Liebhabers.

Die dritte Frage, ob der Liebhaber der Wahrheit die Sprache der Pfälzer glücklich vertheidigt habe. Gelobt hat er sie genug; aber loben ist noch nicht vertheidigen. Der bündigste Beweis, den ihm H. H. entgegensetzt, ist der, daß man allenthalben sich bemühet, der Sprache der Obersächsischen Schriftsteller nahe zu kommen, aber nicht den Pfälzischen.

Vierte Frage, ob jemals eine Deutsche Sprachlehre bei den Pfälzern eingeführt worden sei. H. H. hatte dies verneint; der Liebhaber hingegen hatte geantwortet, daß in dem Buche für die erste Lateinische Schule (für die unterste Lateinische Klasse) nicht allein ein 43 Seiten langer Anhang von der Deutschen Rechtschreibung, sondern auch eine Anzahl von Beispielen der Deutschen Abänderungen befindlich sei. H. H. erwiedert, der elende Zusatz von der Deutschen Orthographie sei doch lange keine vollständige Sprachlehre, und überdem wimmele das ganze Buch von den abscheulichsten Sprachschnitzern. Das der Verf. desselben den Gottsched gekannt, und manches von ihm angenommen, kann H. H. indessen nicht leugnen, und folglich hätte er doch nicht sowol seinen Satz einschränken, als vielmehr gleich anfänglich beweisen sollen, wie wenig diese Stücke des Schulbuchs den Namen einer Sprachlehre verdienen. Gleichwol mag dadurch immer noch einiger Nutzen gestiftet sein,

und ohne dieses Buch könnte sich vielleicht das Deutsch der Pfälzer noch in einem höhern Grade verschlimmert haben Das muß ich auch nicht vergessen, daß H. H. dem Schulbuche manches sehr hoch anrechnet, über dessen Unrichtigkeit sich noch sehr streiten läßt. Römisch und Pfälzisch schreibe ich selbst mit vielen andern Gelehrten aus sehr guten und dringenden Gründen mit einem großen Anfangsbuchstaben. Das Bindezeichen lasse ich zwar in Erz-Herzog u. d. g weg, aber ich bin weit davon entfernt, denjenigen, die es nicht thun, dieses als einen Fehler anzurechnen. Auch daran hat der Verfasser des Schulbuchs nicht gesündigt, daß er ähern und Häller nicht von Gottscheden annahm, sondern das gewöhnlichere ehern und Heller behielt. Endlich kann es nicht schlechthin für einen Fehler erklärt werden, wenn jemand bis unter die Vorwörter setzt, da man bis Berlin, bis Ostern sagt, und bis dadurch eben so viel Recht erhält, ein Vorwort zu heißen, als das Lateinische vsque.

Fünfte Frage, ob Hn. Hemmer dasjenige treffe, was der Liebhaber von der Lateinischen Sprache sagt. Wieder eine Nebenfrage.

Die sechste, ob von ihm den Pfälzischen Predigern zu viel geschehen. Hier sollte man kein Verzeichniß der von dem Liebhaber begangenen Sprachfehler erwarten; Herr H. bringt sie aber darum hier an, weil er sie mit zu den Beweisen rechnet, warum sein Gegner keinen feinen Geschmack

schmack in der Redekunst habe. Die Zahl dieser Fehler läuft in der That ansehnlich höher, als ich sie vorher *) angegeben habe; das kömmt aber theils daher, weil ich, der ich kein Gegner des Liebhabers bin, nicht so sorgfältig nach Fehlern suchte, theils mich auf die offenbar erweislichen einschränkte. Nicht so H. H., der dem Liebhaber noch weniger hingehen läßt, als dieser ihm, und darüber manches für einen Fehler rechnet, was nach der Sprachlehre eines andern der Regel gemäß ist.

Siebente Frage, ob der Liebhaber in Vertheidigung der Pfälzischen Schulen die Wahrheit getroffen habe. H. H. hatte mit Recht verlangt, daß man etwas Deutsche Wortforschung vor der Lateinischen lernen sollte, um in dieser hernach desto schneller fortzukommen. Der Liebhaber hatte dagegen gemeint, man mache jenen Umweg gemeiniglich in vier Wochen. Was das nun für eine offenbare Unwahrheit ist! Wenn ein Kind nebst dem lehrbegierigsten Fleiße den vortreflichsten Kopf von der Welt hat, und schon im Deutschen oder Französischen unterrichtet ist, so gehen doch wenigstens sechs Wochen hin, die Woche zu sechs Stunden gerechnet, ehe es das Nöthigste aus der Etymologie lernt. Nun nehme man einen Haufen von zwanzig Kindern, die nicht ausdrücklich ausgesucht sind, sondern wie man sie durch einander in Schulen findet, so wird man anstatt 36 Stunden gewiß 600 d. i.

*) S. oben S. 55 – 58.

zwey Jahre gebrauchen, ehe man dem ganzen Haufen eben so viel beibringt, vorausgesetzt, daß sie in der Muttersprache oder in einer andern schon eben dasjenige gelernt haben, was sie nur im Lateinischen lernen sollen. Verfährt man aber nach der gewöhnlichen löblichen Lehrart, so muß dieser Zeitraum gewiß verdoppelt werden, und es gehen also vier Jahre und zwar bloß mit dem Decliniren, Conjugiren und dem nothwendigsten andern etymologischen Dingen darauf. Kurz, hier ist H H. unwiederleglich, und man braucht nur in die erste beste öffentliche Schule zu gehen, so wird man bald sehen, wer im Ganzen Recht hat. S. 190 ff. steht ein schönes Pröbchen von dem herrlichen Deutsch der Pfälzischen Schulbücher, von denen der Liebhaber gesagt hatte, sie wären sehr gut, nur daß sie einige Deutsche Sprachfehler enthielten, die doch noch dazu von vielen entschuldigt würden. Noch sonst viel gutes und heilsames steht in diesem Abschnitt; aber es gehört nicht zu meinem Zwecke; auch habe ich für den erbarmungswürdigen Zustand der Pfälzischen Schulen keine Seufzer übrig, so sehr sie dergleichen auch fordern.

Von nun an werden die Fragen wichtiger. Die achte untersucht die Einwendungen des Liebhabers gegen Hn. Hemmers Rechtschreibung. Zuerst wird die Beschuldigung abgelehnt, als hätte H. H. den Hn Weitenauer *) ausgeschrieben. Freilich hat dieser aus eben den Quellen ge-

*) S. oben S. 24.

geschöpft, die auch H. H. hernach gebraucht hat. Verschiedene seiner orthographischen Besonderheiten vertheidigt H. H. zu sehr. Die Schreibart Vatter wird doch gewiß ihr Glück nicht machen, wenn sie gleich der Pfälzischen Mundart gemäß ist. In Sachsen hat man schon lange Vater geschrieben, ohne daß man je auf den Gedanken gerathen ist, Gevater zu schreiben. Im Plattdeutschen heißt der Vater Vader, der Gevatter Vadder, der Vetter Vedder. Aus dem Schilter kann man indessen sehen, daß die Alten wirklich in allen diesen Wörtern nur ein einfaches t gehabt haben. Beiläufig wundere ich mich, daß H. H. Wachters Herleitung des Worts Vetten von wetten, welches so viel als verbinden geheißen, wahrscheinlicher findet, als die gewöhnliche von Vater. Diese ist unstreitig richtig, wenn man nur die Sache recht vorstellt. Von Vater oder alt fater kam fetiro, welches des Vaters Bruder bedeutete; dessen Sohn hieß dann wieder *fetirinsun* (Vetternsohn), oder auch wol aus Abkürzung oder aus Verwirrung ebenfalls fetiro. Hernach hat man es weiter ausgedehnt, und nannte jeden männlichen Verwandten so *). Was H. H. zur Vertheidigung

*) Die Beweise hiezu suche man in Schilters Thesauro. Auf gleiche Art ist Muhme aus Mutter entstanden. Mutter heißt im alten Plattdeutschen Möme, auch wol Möne. Hernach nannte man zuerst der Mutter Schwester Muhme, und endlich alle weibliche Anverwandten.

der Schreibart bässer sagt, ist recht gut; nur den einzigen Einwurf, daß es zu sehr gegen den Gebrauch streite, hat er nicht gehoben. Wenn die Herleitung bekannt genug ist, so bin ich selbst für die Wiederherstellung des ä für e; aber der wievielste kennt wol das liebe baß? Er beruft sich zwar auf mehrere Wörter, die man vor funfzig Jahren noch nicht mit ä würde geschrieben haben; allein die meisten werden noch jetzt von den allerwenigsten mit einem ä geschrieben, insbesondre Aernte, Aerz, Aermel, ähern, einhällig, Häcken, Häller, Jänner, schällen und sogar nämlich. Andre sind der Herleitung nach streitig, nemlich ämsig, ergätzen, eräugen, Knäbelbart, so daß das ä in ihnen leicht ganz falsch sein könnte. Die Aussprache hat gegen bässer nichts; denn das kurze ä, insbesondre vor einem verdoppelten Mitlauter (außer r), lautet allemal völlig wie ein (scharfes) e, und es ist weiter nichts, als ein Fehler der Pfälzischen und andrer Mundarten, wenn man es in Gewässer, Fässer, häßlich, anders und offener lauten läst. Des Liebhabers ungereimte Ableitung des Wörtchens also ist gut wiederlegt; aber der Grund, womit H. H. das doppelte l in diesem Worte unter andern vertheidigt, weil es ohne diese Verdoppelung wie aalso lauten würde, ist schlecht. Das Wort also wurde zu einer Zeit zusammengesetzt, da man die Endconsonanten noch nicht zu verdoppeln pflegte, und da man dies hernach einführte, so dachte man nicht mehr daran, daß es zusammengesetzt

wäre.

wäre. Ob H. H. sich wol getrauen möchte, auch allsbald zu schreiben, welches doch gewiß aus allsobald zusammengezogen ist? Bey Pöpel wird es auch wol seine Richtigkeit behalten, daß es der durchgängig eingeführten guten Aussprache entgegen sei. Freilich, wer b oft wie p spricht, sagt wol zuweilen Pöpel, aber auch wol Böpel, und also beweist dies nichts. In dem, was H. H. von der Herleitung mancher Wörter aus dem Lateinischen sagt, bin ich gar nicht seiner Meinung. Die alten Deutschen haben freilich ein Wort gehabt, ihre Nasen und Ohren zu nennen; aber diese alten Benennungen sind verloren gegangen, und die ursprünglich Lateinischen Wörter Nase und Ohr haben ihr Glück gemacht *).

*) Das Urtheil, daß Nase und Ohr darum nicht von Lateinischer Abkunft sein könnten, weil es nicht glaublich wäre, daß die alten Deutschen so dumm gewesen, daß sie ihre vornehmsten Glieder nicht einmal zu nennen gewust, ist sehr alt. Schottel hat in seiner neunten Lobrede die Stellen älterer Schriftsteller gesammlet, und er selbst hat hernach von dem vermeinten Vorzuge unsrer Haupt- und Heldensprache, von keiner andern entsprossen, sondern sogleich bei der angeblichen Babylonischen Sprachverwirrung entstanden zu sein, so oft und so nachdrücklich geplaudert, daß Stieler und andre es hernach ordentlich für eine Schande hielten, zu gestehen, daß ein Wort vou fremdem Ursprunge sei. Man sehe das, was ich von Losier und Exempel Th. 2. S. 204 angeführt habe. In neuern Zeiten war Frisch auf dem rechten Wege, einen großen Theil unsrer Wörter aus dem Lateinischen abzuleiten; aber H. Adelung neigt sich, wel-

Daß manche Wörter aus einer gemeinschaftlichen Quelle in mehrere Sprachen gekommen sind, z. E. ins Griechische und Deutsche, gebe ich gern zu; aber Büchse, Donner, und Mühle, dächte ich, kämen zu offenbar von pyxis, tonitru und mola.

Neunte Frage, ob dem Liebhaber sein Artikel von der Wortforschung und Wortfügung besser gerathen sei. Um demselben zu überzeugen, daß er unrichtig gesagt habe, in der Pfalz kämen jährlich die schönsten Schriften heraus, so führt H. H aus einigen neuern Schriften so viele und so ungeheure Schnitzer an, daß mich wenigstens, dem doch dies sonst nicht leicht begegnet, ein Grauen antritt. Seine Schreibart Maas (mensura) rechtfertigt er ganz kurz damit, weil er sonst auch mäßig schreiben müsse, welches doch wider die (diejenige) Aussprache laufe, welcher er hier mit vornehmen Sprachlehrern den Vorzug gebe. Welches sind diese vornehmen Sprachlehrer, die das Recht haben, einen aus ſſ entsprungenen Buchstaben (ich meine das ß), den die besten Provinzen nach und nach in ein schar-

ches mir nicht lieb ist, mehr auf die Seite der Gegenpartei. Schwer ist es in der That nicht zu beweisen, daß sich die Deutsche Sprache zur Lateinischen verhält, wie diese zur Griechischen, d. i daß sie nicht bloß eine Menge Wörter, sondern auch sogar einen großen Theil der Einrichtung ihres Deklinirens, Konjugirens ꝛc. aus derselben entlehnt habe, und ich mache mich hiemit anheischig, diesen Beweis einmal ausführlich zu liefern.

scharfes einfaches s verwandelt haben, zu einem gelinden s herunterzusetzen? Sollen wir uns etwa bereden lassen, künftig anstatt sie aßen nur asen zu schreiben und zu sprechen, damit etwa hernach jemand dächte, wir sprächen vom Aasen oder Herumwühlen. Der Liebhaber hatte sich eingebildet, H. H. sage der Einwohner, vielfach die Einwöhner (anfänglich glaubte ich das auch); allein dieser erwiedert, er habe auch den Singular der Einwöhner gemacht, ob er gleich hernach gefunden, daß Einwöhner bei guten Schriftsteller nie vorkomme, welches er also künftig nicht weiter gebrauchen werde. Auch die Mårtyrer hatte der Liebhaber getadelt, und gedacht, H. H. mache den Singular der Martyrer, wie er selbst thut. übrigens giebt H. H. doch hier einmal seinem Gegner zu viel zu, wenn er sagt, Mårtyrer sei nicht besser, als Martyrer Welcher gute neue Schriftsteller hat das letzte jemals gebraucht? Auch das ist zu viel, daß Krote und Kröte, bahnen und bähnen, schwatzen und schwätzen unter den Sprachverständigen noch sehr getheilt sei. Ja, am Rhein vielleicht; aber bei uns würde man mit Krote, bähnen und schwätzen schlechterdings ausgelacht werden. Das Verbeißen oder Wegwerfen des e am Ende der gebietenden Art der unregelmäßigen Zeitwörter (bitt, reich, grab ꝛc.) vertheidigt H. H. noch immer, und sagt, er habe diese Regel aus den vornehmsten Sprachlehrern gezogen. Schlimm genug, daß er seine

Regeln nicht lieber aus Schriftstellern zieht. Es war Schotteis Grille, alle Imperative müsten einsylbig sein; hernach hat Gottsched nebst andern dies bloß auf die unrichtigen Verba eingeschränkt. Luther hat das e am Ende, so wie auch in der Mitte, vielleicht zu oft. H. H. bildet sich ein, man finde es höchstens zuweilen bei Dichtern; aber dies ist ein Irrthum. Die Trennung davon, damit *) ꝛc. rechtfertigt er nicht mit vielem Ernste. Er sagt bloß, es sei seine Erfindung nicht, und man spreche täglich so. Zuletzt fragt er noch, ob solche Redensarten undeutlich sein? Das nicht; aber davon war nicht die Rede.

Die zehnte Frage betrift des Liebhabers Ableugnung einiger Fehler der Pfälzischen Aussprache, die doch nicht zu leugnen sind.

Endlich beschäftigt sich die elfte mit demjenigen, was er von der Tonmessung gesagt hat. Herr H hatte die Trochäen durch Langkurze und die Daktyle durch Langekürzte übersetzt. Der Liebhaber hatte diese Ausdrücke sonst noch nirgends gelesen, und tadelt sie also bloß in Rücksicht auf ihre Unverständlichkeit. Herr H. glaubt seine ganze Sache gewonnen zu haben, wenn er erweist, er habe die Ausdrücke aus den kritischen Beiträgen **). So ganz strenge ist das nicht einmal wahr; die kritischen Beiträge führen bloß Schottels Benennungen an, dessen Sprachkunst sie

*) S. S. 43.

**) B. 2, S. 401.

sie eben beurtheilen. Es kömmt aber nicht sowol darauf an, wer der Erfinder, als vielmehr, ob seine Erfindung gut sei. Gottsched hat sowol in seinen Vorübungen zur Dichtkunst, als anderswo, die fremden Namen gewöhnlich beibehalten *), ob er gleich sonst versucht hat, sie Deutsch zu geben, wie Hr. Hemmer auch anführt. Langekürzt — welch ein Wort! Ist das ein Name, der ein großes Licht auf die Bedeutung des Worts zurückwirft, wie H. H. rühmt? Und ist es nicht ungerecht, wenn dieser Ruhm (auf die Bedeutung des Worts ein Licht zu werfen) dem Griechischen Daktylus abgesprochen wird? Nicht von weitem, sondern ganz in der Nähe wird man errathen, sobald man weiß, daß Daktylus ein Finger heiße, dieser Ausdruck bedeute in der Tonmessung eine Anzahl von Sylben, deren erste lang, die übrigen beiden aber kurz sein, so wie es mit den Gliedern des Fingers eben ist. Beiläufig merkt H. H. von Hn. Klopstock (auf den sich der Liebhaber zur Vertheidigung einiger prosodischen Fehler des Gedichts der August im Januar berufen hatte) eine gute Anzahl Verstoßungen gegen das Sylbenmaß an, womit es so mehrentheils seine Richtigkeit hat. Hr. von Schönaich kömmt nicht besser davon.

Das wären denn nun die vornehmsten Streitigkeiten alle. Dasjenige, was ich vorbeigelassen, kann

*) Ich wüßte niemand, der Schotteln die Ausdrücke Langkurzer und Langgekürzter nachgebraucht hätte, als Pudorn.

kann in unsern Gegenden unmöglich wichtig sein. Dahin gehören die oft ermüdenden Beweise aus den Pfälzischen Schulbüchern, und die ausführlichen Zurechtweisungen des Liebhabers auch sogar in Kleinigkeiten. Die letztern sind mehrentheils in einen etwas bittern Spott eingekleidet.

H. H. verspricht künftig eine ordentliche Sprachlehre zu schreiben (S. 81), von der ich noch nicht gehört habe, daß sie erschienen sei. Aus dieser Ursache, will ich doch noch dasjenige anführen, was in diesem seinen zweiten Werke, meiner Meinung nach, grammatisch unrichtig ist.

Zur Rechtschreibung und Rechtbildung gehöret, wenn man Glaubige, anmüthig, fünfzig, feuerig, eiferig, lüftig, absöndern für Gläubige, anmuthig, funfzig, feurig, eifrig, luftig geschrieben findet. Schwab für Schwabe ist Gottschedische Spekulation, nicht guter Sprachgebrauch; und so beruhet auch Buchstab für Buchstabe auf einer Schottelischen noch nicht einmal erwiesenen Herleitung, die gegen Luthers und so vieler andrer Schriftsteller Gebrauch nichts beweisen kann. Die Gedächtniß, die Gleichniß, die Ärgerniß gebraucht H. H. in solchen Bedeutungen, in welchen bei uns das ungewisse Geschlecht das schlechterdings nothwendig ist. Das Ort heißt bei uns der Ort, und anstatt für meinen Theil wird man in den besten Schriften mehrentheils für mein Theil finden. Die Instrumenten (S. 325) müssen die Instrumente heißen, für die Bögen muß Bogen gesetzt werden,

den, und die Unbilden im Plural sind wol noch ungewöhnlicher, als der Singular Unbild oder Unbilde *). Alles Gutes heißt bei uns so viel, als lauter Gutes (z. E. wir habes alles Gutes von ihm gesprochen), hingegen außer diesem Fall heißt es alles Gute. Gleichwol sagt Hr. H. S. XII der Vorrede: „Liest man alles Gutes „zusammen, was in dieser Schrift vorkömmt.“ Mit was sagen wir nicht gern (S. XX: Man braucht nicht zu sehen, mit was man wirft), sondern bedienen uns lieber des Nebenworts womit. S. 4 steht: jene herbe Ausdrücke, und S. 15: Ihre eigenen Regeln. Nur das letzte ist recht. Ich pflag will sein Glück nicht machen; die besten Schriftsteller behalten pflegte. Von ich half getrauen wir uns nicht den Konjunktiv ich hälfe zu machen; H. H. führt (S. X) hälfe ausdrücklich als regelmäßig an; hingegen machen wir von bestehen ich bestand, ich bestände, H. H. aber ich bestünde. (S. 21). Ich willfuhr (S. 325) ist bei uns unerhört; wir sagen ich willfahrte. Er schneidt, er entscheidt (S. 228. 241) ist Spekulation, die Schriftsteller und die Nation gebrauchen schneidet, entscheidet. Noch schlimmer ist bieth (S. 161. 173), wofür Gottsched noch beut sagt, jetzt aber bietet gewöhnlich geworden ist. Wir haben vielleicht bei strenger Untersuchung nicht Recht, wenn wir sagen: ich habe das Buch durchgelesen; allein außer der höhern Schreib-

art

*) S. S. 57.

art *) möchten wir uns nicht getrauen, ich habe es durchlesen zu sagen. Ich habe ein Ding mißhandelt sagen jetzt zwar mehrere; bei genauerer Untersuchung wird man aber finden, daß dies nur ein durch Oberdeutsche Schriftsteller vor kurzem ins Hochdeutsche eingeschlichener Mißbrauch ist. In der Wortfügung möchte folgendes zu bemerken sein. Ich getraue mir muß ich getraue mich heißen, weil es für ich traue mich, d. i. ich wage mich oder meine Person, steht **). Wir sagen nicht ich will mich dessen überzeugen, sondern davon; nicht die Unwissenheit, deren ich die Pfalz soll bestraft haben, sondern weshalb oder derentwegen (noch besser deren ich sie beschuldigt haben soll); nicht sich einer Sache erkündigen ***), sondern sich nach einer Sache erkundigen; nicht ein Weg, über welchen es sich dahereilen läßt, sondern über welchen man dahineilen kann; nicht ich zweifelte nicht, daß es dem so wäre, sondern daß dem so wäre oder daß dies sich so verhielte, nicht

*) Man vergleiche Adelungs Wörterbuch.

**) Steinbach hat ausdrücklich ich getraue mich; Frisch zeigt die Verschiedenheit des Gebrauchs an, ohne etwas zu entscheiden; die meisten andern schweigen ganz. Hempel S. 578 erklärt mir für recht, ohne des mich zu erwähnen. Unter Schriftstellern hat Rabner ich getraue mir in seinen Briefen S. 6.

***) S. 176. Hingegen S. 207 steht: „Ich habe „mich um die Lehrart der pfälzischen Schulen erkündigt.“

nicht was manche große Leute, was kömmt für ein schönes Zeug heraus, was Raths, sondern wie manche große Leute, was kömmt für schönes Zeug heraus, was ist zu thun. oder was ist für Rath. Endlich lieben wir auch folgende Ordnung nicht (S. 210): gemäß diesen Probeblättern; sondern wir kehren sie um, diesen Probeblättern gemäß.

Das Gespräch eines Pfälzischen Kunstrichter und des Liebhabers der Wahrheit ist von Seiten des Dialogs ganz erbärmlich. Das vornehmste, was darinn gegen Hn. Hemmer vorgebracht wird, besteht in folgenden zwei Stücken; er rechne unter diejenigen Verf., die nach Lesung seiner Abhandlung besser Deutsch geschrieben, einen, der kein Blatt darinn gelesen habe, und er beschuldige den Liebhaber, daß er sich S. 104 seiner Anmerkungen einen Biedermann genannt habe, da doch dieses Wort im ganzen Buche nicht vorkomme. Dieses letzte hat seine Richtigkeit. Hn. Hemmers Worte waren: „Er ist sei„ner Aussage nach (104 S.) ein Biedermann, „das ist, ein aufrichtiger und redlicher Mann. „Ich werde ihm diesen schönen Namen lassen.“ Wer das liest, denkt freilich, der Liebhaber habe das Wort Biedermann von sich gebraucht, wie sich doch nun nicht findet. Das übrige, dieses Gesprächs, dessen Fortsetzung am Ende versprochen wird, betrift den Streit über die Pfälzischen Schulen und Schullehrer, die wieder bis in den

Himmel erhoben werden. Grob genug ist alles gesagt.

Was endlich die letzte Schrift oder das Schreiben eines geputzten Theologen betrift, so wird H. Hemmer darinn in einer triumphirenden Schreibart gegen das Gespräch vertheidigt. Dem ersten der darinn gemachten Einwürfe wird entgegengesetzt, daß eben der Verfasser ein Jahr vorher eine Schrift voller Fehler herausgegeben, die großentheils in dem Buche des folgenden Jahrs verbessert anzutreffen wären. Der zweite wird zugestanden, und man hilft sich damit, der Liebhaber habe doch mit seiner Redlichkeit groß gethan. Das ist nun wol wahr; aber H. H. ließ doch vermuthen, er habe sich einen Biedermann genannt. Die gute Sache hätte vielleicht nichts verloren, wenn auch diese ziemlich nachdrückliche Schrift, deren Deutsch übrigens fast ohne Tadel ist, ungedruckt geblieben wäre.

H. Hemmer hatte in seiner ersten Schrift, (S. 191) gesagt: „Meine wenigen poetischen „Arbeiten überlasse ich dem Ausspruche der Kunst„richter." Da ich nie von einer Sammlung seiner Gedichte gelesen hatte, so verstand ich dies gleich anfänglich von kleinen Gelegenheitsgedichten, und das wird auch wol die Meinung gewesen sein. Nach der Zeit las ich in den Schriften seiner Gegner wiederholten Spott über das Nicht-Dasein dieser Gedichte, und da schloß ich weiter, daß er ihnen seinen Namen vielleicht nicht vorgesetzt hätte. Nun fand ich im Meßkatalogus

logus die Anzeige der Kritik über den ersten Band der Gedichte des Hn. J. Hemmer, und da ward ich wieder zweifelhaft. Als ich aber diese paar Bogen selbst erhielt, so sah ich, daß die ganze Sache ein Scherz des Liebhabers der Wahrheit oder eines seiner Freunde war. Es ist nichts weiter, als ein Lateinisches Gedicht des Hn. Hemmer, das, wie es scheint, vor vielen Jahren gedruckt ist, und das nur aus ein paar Seiten besteht. Dies wird hier ganz wieder abgedruckt, und mit Noten begleitet, die zum Theil ganz abscheulich witzig sind. Es ist, wie gesagt, eine Arbeit, der man die jüngern Jahre des Verfassers ansieht, woraus immer hin und wieder Spuren eiues guten, obgleich zur Lateinischen Dichtkunst nicht eben gemachten Kopfs hervorleuchten. Der Verfasser der Kritik thut was er thun kann, um Fehler wieder die Prosodie und das gute Latein zu finden, und das hat er redlich geleistet; denn er hat wirklich von jeder Art Einen aufgebracht. Nun gehe man hin, und mache daraus den Schluß: H. H. hat vor so und so viel Jahren gegen den Smetius und Cellarius gesündigt, folglich ist er jetzt nicht im Stande, ein Verbesserer der Pfälzischen Deutschen Mundart zu sein!

Sechs-

Sechsunddreißigster Brief.

Noch eine kleine Schrift, vielleicht aus der Pfalz, worinn viel Deutscher Patriotismus herscht, vom Jahr 1770:

Sendschreiben eines Landpriesters im Nahmen verschiedener seiner Amtsbrüder an die sämtlichen Herren Verfasser der deutschen gelehrten Zeitungen, Bibliotheken, Anzeigen rc. Gedruckt im Oberrheinischen Kreise. 2 B. in 8. *)

Schon aus dem Motto des Titelblatts läst sich die Absicht des Verfassers errathen. Es ist aus der Hallischen Zeitung entlehnt, und heißt: „Wir möchten nicht gern, daß unsre Sprache „mit noch mehr fremden Wörtern überladen würde." Wer Verfasser sei, thut zwar wenig zur Sache; indessen wird der gelehrte Buchhändler zu Mannheim, Herr Schwan, ein geborner Prenzlauer, dafür angegeben **).

Die

*) Dies ist diejenige Schrift, die ich S. 22 des dritten Teils einmal zu beurtheilen versprochen habe. Daß sie in der Allgemeinen D. Bibliothek B. 17, St. 1, S 302 ff. recensirt sei, habe ich daselbst angeführt. In der Erfurtischen Zeitung vom Jahr 1770 steht S. 170. 171 ebenfalls eine Recension.

**) Wenigstens sagt dies der sel. Hamberger in seinem Gelehrten Deutschlande. Von der im Jahr 1773 erschienenen Schrift: der Landpriester im Oberrheinischen Kreise an die Herren Verfasser des Leipziger Musenalmanachs vom Jahr 1773 ist

Die Einkleidung hat jedermann sehr launicht gefunden. Unter dem Schein, als wenn der Landpriester im Namen einer Gesellschaft seiner Mitbrüder Belehrung suche, führt er aus Tagebüchern und gelehrten Zeitungen die Wörter an, die er nicht verstanden zu haben vorgiebt, und beklagt sich zuweilen gradehin darüber, daß man fast mit Fleiß undeutlich werde, da man doch schlechterdings, weil man belehren will, sich die Deutlichkeit zum höchsten Gesetze machen sollte. Diejenigen, aus welchen er solche Stellen anführt, sind besonders die Allgemeine Deutsche Bibliothek und die Erfurtischen Zeitungen. Nächst diesen haben auch die Hallischen, und am seltensten die Göttingischen Zeitungen (die Leipzigschen nur ein einzigesmal) einige Belehrungen erhalten. Die meisten der getadelten Wörter sind ausländisch; zuweilen aber hat sich der Verf. auch auf eigentlich Deutsche eingelassen. So mißfällt es ihm, wenn in der Erfurtischen Zeitung die Schreibart einer gewissen Schrift schön seyn sollend genannt wid. Er tadelt besonders die drey bald auf einande folgenden s; ich sollte aber denken, daß seyn sollend machte eigentlich den Fehler, der indesse in einer

ist es gewiß, daß sie Herrn Schwan zum Verfasser hat. Nur muß ich bekennen, daß nir diese letzte Schrift zu der Zeit, als ich sie las, bei weitem nicht so witzig und launicht vorgekomen ist, als das Sendschreiben, daher ich mich aränglich gar nicht entschließen konnte, beide für Wrke Eines Mannes zu halten.

ner Zeitung noch am ersten zu verzeihen ist, und der Deutlichkeit im geringsten nichts schadet. Die gesetzte Gravität ist ein pleonastisches Blümchen der Hallischen Zeitung. Warum soll man nicht sagen Ursachen zerlegen? Zergliedern wäre freilich gewöhnlicher, obgleich, wie die Allg. Bibliothek zu ihrer Vertheidigung erinnert hat, zerlegen und Zerlegung schon ziemlich eingeführt sind. Ein geschnürter Stil ist bei unsern neuern Kunstrichtern schon lange ziemlich gebräuchlich, die freilich wol thäten, wenn sie, so oft sie diesen Ausdruck gebrauchten, in ihren eignen Busen griffen. Sohnschaft ist ein untadelhafter theologischer Ausdruck, auch außer der Theologie anwendbar, und warum sollte man nicht sagen können: die Vaterschaft ist immer zweifelhaft, die Mutterschaft aber nie? Vor neuen Wörtern, die, sobald sie gemacht sind, jedermann versteht, muß man nicht zurückbeben. Die Achtigkeit wird zwar von der Erfurtischen Zeitung mit dem Gebrauch guter Schriftsteller entschuldigt; aber dieser Gebrauch möchte schwer zu erweisen sein. Ächtheit muß es heißen, und so wäre ein fremdes Wort, Authenticität, das die Herren Landpriester doch gewiß würden getadelt haben, glücklich vermieden. Ich kunstrichtere, du kunstrichterst, er kunstrichtert ist ohne Tadel. Wie viele dergleichen Wörter hat man nicht! von jedem Namen männlicher Verrichtungen lassen sie sich im Scherz machen. Sogar ich landpriestere kann man sagen. Sie sehen hieraus, daß

der

der Verf. in seinem Angriff auf verschiedene Deutsche Wörter nicht immer gleich glücklich gewesen ist. Eins darunter hat er gar falsch verstanden, nemlich Streitmüthigkeit, welches nicht Streitigkeit, sondern Geneigheit zu Streitigkeiten bedeutet. Besser ist es ihm in Ansehung mancher fremden gelungen. Doch sind hier sogleich drei Arten derselben ausnehmen. Zuerst diejenigen, die verdruckt sind. So nimmt der Verf. contraindiren für verhindern, und das würde freilich nicht bloß Geziere, sondern gar falsch sein (contraigniren wäre richtiger, weil man sagt contraignable); aber der medicinische Recensent in der Allg. D. Bibl. hatte contraindiciren sagen wollen. Auf gleiche Art war Karnatur für Karrikatur ein sehr errathbarer Druckfehler. Ein schönes Lento von biblischen Worten (welches ein schöner Cento heißen sollte) hätte freilich die Bemühungen des glücklichsten Muthmaßers täuschen können Die zweite Art fremder Wörter und Ausdrücke, die der V. nicht hätte tadeln sollen, sind die entlehnten und auf Stellen aus Schriftstellern oder sprichwörtliche Redensarten anspielenden. Dahin gehört a certain humourous of mind, air étranger, l'esprit de l'ensemble, frais émoulu du Collège und der Knack of writing verse. Drittens nehme ich noch die unübersetzbaren, doch aber nöthigen und wenigstens vielen bekannten Ausdrücke und Wörter aus. Daß man dieselben nach und nach, so gut es gehen will, zu verdeutschen sucht, ist löblich;

aber zu einer glücklichen übersetzung solcher Wörter gehören glückliche Minuten, und die sind im menschlichen Leben etwas selten und einzeln. Am wenigsten kömmt es einer gelehrten Zeitung zu, dergleichen Versuche zu machen, oder auch nur die von jemand glücklich erfundenen übersetzenden Wörter gleich gemeiner machen zu helfen. Gleich Anfangs wird über das Wort Penseen gespottet. Gleichwol ist das Deutsche Gedanken zu allgemein; wie soll man sich also helfen? Lieber etwas, das man nur mit einem fremden Worte sagen kann, gar nicht sagen? Für Detail läßt sich fast immer das Einzelne gebrauchen. Die Deutsche Bibl. erinnert, es könne zuweilen Zergliederung dafür gesetzt werden; wenigstens müste man detailliren wol durch zergliedern geben, indem vereinzelnen, welches aus andern Ursachen sehr brauchbar wäre, nicht gut klingt. Accommodation, ein theologischer Ausdruck, welchen, so viel ich weiß, der sel. D. Baumgarten, dem sonst die Theologie viele übersetzungen theologischer Kunstwörter (gut oder nicht gut, davon ist jetzt nicht die Rede) verdanket, nie zu übersetzen versucht hat. Ich bin einmal auf Hinleitung gefallen. Acquisition oder, wie es in der Hallischen Zeitung etwas possierlich *) geschrieben wird,

*) Das Possierliche liegt darinn, daß ein Wort, das wir in seiner jetzigen Bedeutung unstreitig von den Franzosen bekommen haben, nicht nach der Französischen, sondern nach der Cellarianischen Orthographie geschrieben wird.

wird, Adquisition ist schwerer zu übersetzen, als man anfänglich denken sollte. Oft sagt freilich ich habe einen schönen Zuwachs erhalten eben so viel, als ich habe eine schöne Acquisition gemacht; aber Zuwachs hat theils schon zu viel andere Bedeutungen, theils ist nun auf diese Art acquiriren noch immer unübersetzt. Affectation kann meistens Ziererei oder Geziere heißen, nur nicht immer. Affectiren schlechthin kann durch sich zieren gegeben werden, wenn aber ein Substantiv dabei steht, z. E. Besonderheit affektiren, so muß man Ein Wort mehr nehmen, besonders zu sein suchen. Von fade sagt der Verf., es könne unmöglich ein Deutsches Wort sein, und gleichwol ist es das. Es steht im Bremischen Wörterbuche, wo jedoch nicht geleugnet wird, daß das fade der jetzigen feinern Welt nicht aus der Plattdeutschen, sondern aus der Französischen Quelle geflossen sei. Neulich fragte mich jemand, ob es recht sei, fade auf der Kanzel zu gebrauchen; er hätte es von einer Kanzel gehört. Ich erwiederte, daß diejenigen, die den ganzen gelehrten Vortrag des geschmackvollen Kanzelredners, den er mir nannte, verständen, auch das Wort fade unstreitig verstehen würden; und verstände jemand das übrige nicht, so wäre es unrecht, wenn seinetwegen die andern um ein gutes Wort sollten gebracht werden. Antik heißt nicht so wol alt, als aus dem Alterthum herrührend; und wie lang ist das? Zu anderer Zeit müste man übersetzen nach Art

der Alten; diejenige übersetzung aber würde erst recht gut sein, welche beide Bedeutungen verbände. Speciell weiß ich nicht zu übersetzen. Besonders past in tausend Fällen nicht. Und wie konnte der Verf einmal fragen, ob genauere oder bestimmtere Betrachtungen nicht Deutscher gesagt sei, als speciellere. Deutscher freilich, aber nicht deutlicher und genauer. Süffisant läst sich durch zuversichtlich geben; aber doch hat dieses nicht den ganzen Nebenbegriff der hohen Eingenommenheit von sich selbst bei allen Gründen zum Gegentheil. übrigens thun die Herren Landpriester ganz gut, wenn sie bei ihrem Vorsatze bleiben, und die ganz besondern Minen, die ihr Herr Inspektor zuweilen macht, wenn er sich ein gewisses Ansehen unter ihnen geben will, künftig nie anders, als süffisante Minen nennen. Wenn einer im Namen vieler redet, so nennt er sich ihren Interpres oder Dolmetscher. Wenn nun die Erfurter Zeitung sagen will, Herr Rektor Schlegel zu Heilbronn bemühe sich, die frommen Wünsche, die viele in Ansehung der Bildung der Jugend thun, vorzutragen, was konnte sie da für ein bessres Wort gebrauchen, als interpretiren? Oder sollte Sie hier verdolmetschen wagen? Kontrastiren ist, wenn es allein steht, wieder ganz unübersetzlich. Sonst kann es durch abstechen, wie Kontrast durch Abstich oder das Abstechende, gegeben werden. Gernnaiv ist fast so gut Deutsch, als gerngroß und gernwitzig, da wir einmal naiv nicht entbehren

behren können. Auf die Frage des Verf.: „Das „Wort naiv finden wir bald mit einem f, bald „mit einem v geschrieben, welches ist nun recht?“ dienet folgendes zur Antwort: Diejenigen, bei denen Gründe etwas gelten, schreiben es beständig mit einem v, weil unsre ehrlichen Vorfahren massiv, kursiv und alle ähnliche Wörter so geschrieben haben; diejenigen hingegen, die Entscheidungen wagen, ohne deren Folgerungen zu bedenken, meinen, weil das Wort im Französischen ein f habe, so verdiene es keines Fragens, was ihm im Deutschen für ein Endkonsonant gebühre. Zu der Zahl der letztern gehört der Recensent der ersten Auflage meiner Sprachlehre in der Allgemeinen Bibliothek *), ja gewissermaßen habe ich selbst mich von dieser sonderbaren Art zu schließen nicht sogleich losreißen können. In der gedachten ersten Auflage zog ich zwar schon naiv vor, aber viv **) zu schreiben, wagte ich noch nicht. Gleichwol würde ich geschrieben haben ein vives Kind. Nun aber fällt es in die Augen, welches unter beiden sonderbarer sei, dem Beispiel der Alten zufolge einen Buchstaben vertauschen, oder Adjektiva zulassen, die ihren Endkonsonanten ändern, sobald sie einen Zu-

*) B. 16, S. 391.

**) Man weiß, daß dieses Wort im gemeinen Leben, folglich auch im Briefschreiben und andern leichten Aufsätzen vorkömmt. Die Allg. Bibl. hätte also den Vorwurf, daß es im Schreiben nicht gebräuchlich sei, ersparen können.

wachs am Ende erhalten, so daß nun aus vif der vive werden müßte. Nüancen und nüancirt werden sich wol schwerlich Deutsch geben lassen, bis es einmal jemand wagt, ein eignes Wort dazu auszusetzen. Courtoisien sind überhaupt Höflichkeiten des Ceremoniells. Also konnte die Allgemeine Bibliothek den kriechenden Zeitungsstil, dessen sich einige Geschichtschreiber bedienen, wenn sie von ihren Landsherren oder deren Vorfahren sprechen, wol mit keiner bessern Benennung belegen. Maschinerien könnten auch Maschinereien heißen. Der Trivialstock wird wol der Stock der niedern Schulen sein. Nonsense läßt sich zuweilen durch Unsinn geben: nur zuweilen sagt dies zu viel, und giebt Zweideutigkeit. Pendant würde ich doch deshalb dem Worte Compagnon vorziehen, weil das letzte von weiterer Bedeutung ist; sonst habe ich es einmal durch Zustück zu übersetzen gesucht. Personificiren ließe sich durch persönlichen (anstatt verpersönlichen) geben; aber bis jetzt ist das noch nicht versucht, und also noch weniger eingeführt. Wie weitläuftig ist es in eine Person verwandeln, oder auch nur auftreten lassen? Personificirung ist doch Deutscher, als Personification. Das Wort Teintüre hat der Herr Landpriester, mit seiner Erlaubniß! nicht verstanden. Die Hallische Zeitung *) sagt von Hn. Spaldings Schriften, sie wären bloß in Absicht der Teintüre von Ernst und Gründlichkeit rc. schon eine Ehre Deutschlands. Hierauf erwiedert

*) Jahrg. 1768, S. 465.

dert der Verfasser (S. 17): „Von einen Manne, „wie Hr. Spalding ist, sollte man nicht sagen, „daß seine Schriften nur eine Teintüre von Ernst „und Gründlichkeit haben. Wir haben auf al„len Blättern und in jeder Zeile keine Tentüre, „sondern wirklichen Ernst und wirkliche Gründ„lichkeit gefunden.“ Hätte der Herr ein gutes Wörterbuch nachgeschlagen, so würde er gefunden haben, daß Teintüre, anstatt ein Gegensatz des Wirklichen zu sein, vielmehr das anzeige, was sonst character indelebilis oder auf Deutsch auch das Gepräge heißt. In dem gegenwärtigen Falle würde sogar Gepräge gepaßt haben, wenn man auch das ungewöhnlichere Anstrich nicht hätte wagen wollen. Ob man Teintüre, wenn es eine leichte vorläufige Kenntniß anzeiget, durch Grundlage oder ebenfalls durch Anstrich geben müsse, darüber möchten die Meinung getheilt sein; ich bin für das letztere. Tiraden, Sujet, Routine, piquant, Debauche, Plaisanterie sind zu bekannt, als daß ich zu ihrer Vertheidigung etwas zu sagen nöthig hätte. Populär hat man zu oft nöthig, als daß man es umschreiben könnte, und ein guter Deutscher Ausdruck hat sich noch nicht dafür finden wollen. Volksmäßig drückt es nicht aus, und faßlich sowol als verständlich sind nicht bestimmt genug. Dies gilt auch von popularisiren. Auf das Wort Ressort hat zwar die Erfurtische Zeitung fürs Künftige feierlich Verzicht gethan; ich sorge nur, daß sie darüber zuweilen in nicht geringe

Ver-

Verlegenheit gerathen möchte. Nur hat freilich der Landpriester so Unrecht nicht, daß, wenn sie sagt, dies neue große Französische Wörterbuch enthält die ganze Kunst und deren verschiedene Ressorts, man nicht wisse, welche unter den verschiedenen Bedeutungen des Worts hier Platz habe. Deplacirt; gemeiniglich kann man nicht an seiner Stelle dafür sagen; aber das sind vier Wörter. Soll man verplatzt Mode zu machen suchen? Für Digression haben wir Ausschweifung, welches zuweilen zweideutig ist. Wielands Abschweifung hat diesen Fehler nicht, scheint aber doch nicht Mode werden zu wollen. Das von der A. D. Bibliothek vorgeschlagen Abweichung ist fast unbequemer, als Ausschweifung. Evident ist mehr, als deutlich, und auch die Uebersetzung augenscheinlich hat ihre Schwierigkeiten. Lektüre ist ein Nothwort. Die Frankfurtische gelehrte Zeitung gebraucht bald das Oberrheinische Lesung, bald das vielleicht selbst gemachte Gelese oder Geles dafür (es kann vielen ein nützliches Geles verschaffen); dazu aber schütteln die übrigen Deutschen noch bis jetzt den Kopf. Und das wäre denn doch nur erst Eine Bedeutung des Worts. Die andere drückt man freilich oft durch Belesenheit aus; aber wem ist unbekannt, daß Lektüre und Belesenheit in der Sprache des Umgangs unterschieden werden? Pretiös (in so fern es eine Art von Affektation anzeigt) wird gemeiniglich unverständlich, wenn man es durch kostbar übersetzt; daher man auch Molie-

rens lächerlichen Pretiösen ihren Französischen Namen hat lassen müssen. Prädilektion kann oft Eingenommenheit heißen, welches Wort man auch leicht verstehen wird; aber oft ist es fast grade das Gegentheil von Eingenommenheit, das Vorziehen einer Sache aus Gründen, und da ist es unübersetzlich. Realisiren hat noch niemand durch verwirklichen oder auf andere Art gegeben; also behält es so lange seine Stelle. Radotiren ist feiner gesagt, als schwärmen. Frappant sagt immer mehr, als das Schleppende in die Augen fallend. Raffinement gehört beständig in die Kunst- oder wissenschaftliche Sprache, und da könnte man es dulden, wenn es auch übersetzlich wäre. Raisonnement — der Begriff bietet sich uns fast alle Augenblicke dar; wenn uns nun unsere Sprache auch nur ein Wort dazu darböte. Vernünfteln und Vernünftelei haben das Gepräge der Verächtlichkeit; und also ist an die gar nicht zu denken. Eine raisonnirte Einsicht läßt sich so wenig mit Einem Worte Deutsch geben, als ein raisonnirtes Memoire. Auf Gründe gestützt möchte sonst den Sinn wol erschöpfen, und da raisonnirt nicht eben sehr bekannt ist, so könnte man sich hier die Umschreibung gefallen lassen. Was Novellen sind, weiß jeder Halbkenner der Italiänischen Litteratur. Neuigkeiten dafür zu sagen, ist offenbar falsch, und Erzählungen ist nicht bestimmt genug. Ein decidirender Machtspruch heißt nicht sowol ein entscheidender, als ein entscheiden sollender, mit einem entscheidenden Ton

vorgebrachter, oberstrichterlicher rc. Für Penetration ist Gründlichkeit und Tiefsinn zu unbestimmt; und Eindringlichkeit ist noch nicht versucht worden, Durchdringlichkeit aber zweideutig.

Sie sehen nun wol, daß ich dem Verf. in vielen Stücken Unrecht gebe; vergessen Sie aber nicht, daß ich von vielen Wörtern zugegeben habe, daß sie wenigstens oft übersetzlich sind; und da begehre ich nicht zu leugnen, daß der V. zuweilen, jedoch nur selten, solche Stellen aus Tagebüchern und Zeitungen angeführt hat, wo ohne Nachtheil des Sinnes auch der Deutsche Ausdruck stehen konnte; aber er scheint denn das, was in Einem Falle angeht, auf alle Fälle ausdehnen, und ein Wort, das Einmal entbehrlich ist, für allemal entbehrlich ausrufen zu wollen. Ein solcher Purismus, gegen den ich mich schon so oft erklärt habe *), gereicht am Ende unserer Sprache nicht zum Vortheil. Man nehme ein aus dem Französischen übersetztes Buch, und zähle die Stellen nach, die dadurch die völlige Stärke des Grundtextes beibehalten haben, weil man die Freiheit hatte, den fremden Ausdruck in die Deutsche Sprache überzutragen. Nun halte man eine aus dem Deutschen gemachte Französische Uebersetzung dagegen, und sehe, ob nicht derjenigen Stellen weit mehr sind, die da von ihrem Nachdruck bloß aus der Ursache viel verloren haben, weil es der Französischen Sprache an dem Rechte, deutsche

*) Man sehe Th. 2, S. 270. ff. Th. 3, S. 20. ff. Th. 4, S. 186. ff. Th. 5, S. 36. 37.

deutsche Wörter aufzunehmen, fehlt. Auch bey Originalschriften ließe sich dieser Beweis anbringen. Manche Gottschedische Stelle möchte sich so ziemlich aufstutzen lassen, wenn man an die Stelle gewisser den von ihm im Sinn gehabten Begriff nicht erschöpfenden Wörter einen Französischen Ausdruck setzte. Uebrigens kann niemand mehr dafür eifern, als ich, daß die Einmischung fremder Wörter eine licentia sumta pudenter bleiben müsse.

Zum Beschluß noch ein Auszug von Wörtern, die in dieser Schrift mit Recht getadelt sind, und an deren Stelle billig einheimische kommen müssen! Desavouiren, ableugnen; Distribution, Vertheilung; applikable, anwendbar (so habe ich oben S. 84. übersetzt); Race, Geschlecht; independent, unabhängig; kontrair, entgegengesetzt; chargirt, überladen; Dessein, Entwurf, Absicht; Receptivität, Empfänglichkeit; Simplicität, Einfalt; Raillerie, Spötterei; regulär, regelmäßig. Wäre es dem Verf. ein Ernst gewesen, so würde er ein ziemlich starkes Verzeichniß von Wörtern der letztern Art aus gelehrten Tagebüchern und Zeitungen haben zusammentragen können; allein er hat nur eine Blümchenlese angestellt. Das dahin gehörige Hauptstück meines Antibarbarus möchte etwas stärker anlaufen.

Siebenunddreißigster Brief.

Hätten Sie es sich wol träumen lassen, daß von den so lange abgebrochnen Schleßwigischen Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur *) eine Fortsetzung erfolgen würde? Gleichwol haben wir dergleichen seit 1770 in Händen **). Das bis jetzt davon erschienene einzige Stück besteht gröstentheils aus zwey Abhandlungen, die Ihnen und mir ihres Inhalts wegen nicht gleichgültig sein können.

Die erste besteht aus Fragmenten der Gespräche vom Sylbenmaße, womit Hr. Klopstock seine Landsleute zu beschenken versprochen hat. Es unterreden sich in demjenigen Theil des ersten Gesprächs, der hier geliefert wird, Selmer, ein Vertheidiger der Sylbenmaße der Griechen, Heiners ein Vertheidiger der alten seit Opitzens Zeiten gebräuchlichen Arten von Versen, und Werthing, der mehr von Selmern belehrt sein, als seine eigne Meinung vorbringen will. Minna kömmt

*) Erster Band. Drei Sammlungen von 1766 bis 1767. Man sehe die Hallischen Zeitungen von 1768 S. 155 und die Klotzische Bibl. St. 1 und 4. Als Herausgeber und vornehmster Verfasser wird der Hr. von Gerstenberg angegeben. Zusammen sind der Arbeiter vier gewesen.

**) Ueber Merkwürdigkeiten der Litteratur. Der Fortsetzung erstes Stück. Hamburg und Bremen 1770. 9½ Bogen.

kömmt darüber zu, und nöthigt sie, in ihrer Unterredung fortzufahren, nachdem sie den Mannspersonen die Erlaubniß ertheilt hat, zu vergessen, daß ein Frauenzimmer ihre Zuhörerinn sei. In der That aber nimmt Minna für eine Zuhörerinn zu viel Antheil an dem Gespräche, in welchem Selmer, wie man schon vermuthen kann, ehe man noch zwei ganze Seiten gelesen hat, endlich Recht behält, so wie er auch oft mehr als eine Seite hinter einander spricht, da Heiners hingegen nur selten zum Reden kömmt, und gemeiniglich nur wenige Zeilen spricht. Ich dächte, er hätte oft viel mehr sagen sollen, als er sagt. Da er es nicht gethan hat, was hindert mich es an seiner Stelle zu thun, ob ich gleich nicht völlig seiner Meinung, sondern wie ich mir einbilde, ganz unparteiisch bin?

Selmer sagt (S. 9), es sei ihm oft nahe gegangen, „daß wir so viele von denen Tönen verloren haben, die der unpoetische Ottfried hatte.“ Er glaubt, wir würden vielleicht diese harmonische Sprache behalten haben, wenn Ottfried oder einer seiner Zeitgenossen ein Dichter gewesen wäre. Die Wörter, die er aus dem Ottfried anführt, sind folgende: Ostana, Morgenländer; Sterrono, Sterne; mit bitteremo Lide, mit bitterm Tranke; Gisamanot, zusammen; Honida, Hona, Hohn; bigonda, begann; legita, legte; Erda bibinota, die Erde bebte. Ehe ich von dem Wolklange dieser Wörter etwas sage, muß ich mich vorher noch über eine Klei-

nigkeit wundern. Ostana giebt Hr. Klopstock durch Morgenländer, da man doch längst darüber einig geworden ist, daß es von Osten her heiße; Gisamanot möchte auch wol nicht zusammen, sondern versammlet heißen *). Dergleichen müste man doch wenigstens ganz richtig angeben, wenn man von dem Vorzuge der alten Mundarten vor der jetzigen sprechen will. Die Ursache, warum dergleichen Wörter so wolklingend sein sollen, liegt in der Menge der Sylben, die mit einem Selbstlauter ausgehen, und in der dadurch verhinderten Zusammenlaufung vieler Mitlauter. Zu viele Vokale können zwar eine Sprache so gut entnerven, als zu viele Konsonanten sie ungeschmeidig machen; aber dies bei Seite gesetzt, kann nicht ein Wort lauter offene Sylbenausgänge haben, und doch übel ins Ohr fallen? Man spreche die zweite Sylbe vom Ende in Ostana, Sterrono und bitteremo lang, so wird ihr Klang unvergleichlich sein; wie aber nun, wenn die alten Deutschen Ostana, Sterrono **) und bitteremo gesprochen haben, wie wol außer Streit ist? Verdienen sie alsdenn dieser Wörter wegen noch beneidet zu werden? Das bitte-

*) Es kömmt im Ottfried vor Buch 5, Kap. 11; zusammen heißt bei ihm zisamane.

**) Ich erinnere mich nur, den Plural Sterron im Ottfried gefunden zu haben; daß auch irgendwo Sterrono stehe, nehme ich auf Hn. Klopstocks Zeugniß an.

bitteremo ist insbesondere höchst unangenehm, und für Verse so unbequem, als jezt gnädigere und adeliche; ein paar Wörter, die sonst den Vortheil der Offenheit in eben dem Maße haben. Ich hätte also freilich lieber gesehen, wenn andere Beispiele von wolklingenden Wörtern aus dem Ottfried gewählt wären, als diese, gegen die ich sonst noch eine andere Einwendung habe. Desspaviladera klingt, wie Clark sagt, zu gravitätisch für eine Lichtpuze, und verschiedene von den Wörtern Ottfrieds und anderer ältern Schriftsteller möchten wol für die Kleinheit und Kürze ihres Begriffes, ihres Wolklangs ungeachtet, ein wenig zu lang sein. Der Dativ des Artikels, themo, klingt ganz hübsch; aber ein Artikel zwei Sylben? Beim Isidor steht anachilihho für ähnlich. Dank sei vielmehr dem Genius unsrer Sprache, daß dieses ermüdende Sperren der Wörter einmal ein Ende genommen hat; dieser wird uns denn auch bewahren, daß wir nicht mit Versammelungen, edelen, eitelen und dergleichen Herrlichkeiten mehr überschwemmt werden, ob wir uns gleich zuweilen damit müssen beschenken lassen *). Selmer klagt

*) Die allgemeine Deutsche Bibliothek tadelt (B. 11, St. 1, S. 196) einen gewissen Schriftsteller wegen der abenteuerlichen Wörter euerer, Handelungen, wenigestens, ungekünstelcter, schändelicheste, geißelen. Das wäre ja Ottfriedisch genug. Es komme aber nur ein Lieblingsschriftsteller der Bibliothek, und gebrauche sie, so werden sie so gut, als Versammelung &c, ihr Glück machen, und empfohlen werden.

im Folgenden ausdrücklich über die neuere Häufung der Konsonanten. „Viele sprechen wir sogar da aus," sagt er, „wo wir sie nicht einmal „schreiben. Müssen wir nicht, wenn man unsere Aussprache nicht für gesucht halten soll, „schtand sprechen, ob wir gleich nur stand schreiben?" Vermuthlich soll dies wol nicht so viel heißen, wir sprächen anstatt des ſ einen andern Buchstaben aus; denn das würde kein Fehler sein können, da in allen Sprachen häufig anstatt des Buchstaben, der da steht, ein anderer ausgesprochen wird, der nicht dasteht. Die Meinung ist vielmehr die, daß derjenige, der schtand sagt, mehr Buchstaben ausspreche, als der nach Niedersächsischer Art nur bloß die wirklich geschriebnen Buchstaben ſ t a n d hören läst; und alsdenn ist der Satz falsch. Das sch sieht wol wie drei Buchstaben aus; es ist aber nicht mehr, als Einer *). Unsre Vorfahren hatten an vielen Stellen

*) Man sehe die Vorrede zum dritten Theil S. 11, wo ich Hn. Junker, Hn. Ramler und einen Berlinischen Recensenten für diese Meinung anführe. Ich hätte noch Hn. Popowitsch und Frischen hinzusetzen können. Man sehe den letztern zum Bödiker S. 77 ff. (oder der Wippelschen Ausgabe S. 81 ff.), und vergleiche hier Schottels großes Werk S. 196 f. Wer es weiß, daß in den Orientalischen Sprachen und in den Sclavonischen Schreibarten das sch nur durch Ein Zeichen ausgedrückt wird, kann es nicht sonderbar finden, wenn man behauptet, es sei etwas unbesonnen gewesen, für einen einfachen Laut, dergleichen das rauschende ſ ist, ein aus drei Buchstaben zusammengesetztes Zeichen zu erfinden.

Stellen ein sanftes s, wo wir jetzt das rauschende haben, besonders im Anfange der Wörter. Sie schrieben und sprachen z. E. nur slahen anstatt schlagen. Mit der Zeit ward in der Aussprache das sanfte oder leise s zu einem scharfen; man sprach ßlahen, aber man schrieb nicht so, oder konnte vielmehr nicht einmal so schreiben, weil man das Zeichen des scharfen s (ß) noch nicht hatte. Endlich glaubte man männlicher zu sprechen, wenn man gar ein rauschendes s (sch) hören ließe, und fing an schlahen, schtehen zu sprechen, aber anfänglich noch nicht zu schreiben. Zuletzt muste man sich wol an die Regel erinnern, schreib wie du sprichst, und nun schrieb man schlahen. Auch schprechen und schtechen hätte man nach eben der Regel schreiben sollen; aber dazu war man zu blöde. Von da an ward also die Regel der Rechtsprechung nothwendig, sp und st im Anfange der Wörter laute wie schp und scht. So sprechen, welches wol zu merken ist, alle Deutsche Mundarten, die das sch in allen übrigen Fällen richtig hören lassen. Selmer fügt noch hinzu, die Alten hätten in sweigen das Attische s nur bloß des Wolklangs wegen gesetzt, so wie in swenne für wenn. Beiläufig folgt daraus, daß doch die Vermehrung der Konsonanten zuweilen eine Lieblichkeit habe, ob ich gleich nicht glaube, daß die Alten nur weigen oder wigen für schweigen gesagt haben.

Da Werthing sich an das Lob erinnert, das er oft von Selmer davon getragen, wenn er beim

Vorlesen zuweilen Konsonanten gemildert oder weggelassen, so bezeugt dieser ihm auch darüber noch seine Zufriedenheit, daß er ein mit dem Apostroph versehenes Wort nicht, wie viele andre thäten, durch die Aussprache hart mache, sondern es noch tönender hören lasse, als es ohne den weggeworfenen Vokal klingen würde. Er lese: vom To: : d' · erwacht, so daß o mit einer kleinen Dehnung, und d sehr sanft gehört werde. Meines Wissens thun dies letztere alle gute Vorleser längst; nur ob alsdenn dieses To: : d' : erwacht noch sanfter klingt, als Tode wacht, darüber möchte sich noch streiten lassen. Werthings Aussprache der apostrophirten Wörter soll sogar so angenehm sein, daß ein Dichter, der ihm zugehört hat, in die Versuchung kommen könnte, um seinetwillen den Apostroph öfter zu setzen, als er sonst thun würde. Ich habe nun wieder die Apostrophen in der Dichtkunst zwar gar nichts; aber ordentlich darnach zu jagen, die Mühe, dächte ich, könnte man sparen. Welcher von beiden folgenden Zeilen würde Selmer wolklingender finden:

Ein Aff' ahmt blindlings nach.
Blind ahmt ein Affe nach.

Mißlich ist der Beweis, den Selmer davon führt, daß wir einige von den weniger harmonischen Tönen der Griechischen Sprache nicht haben. Wir wollen doch sehen! „Bey uns kömmt „das u nicht so oft vor, als bey ihnen.“ Ist es

denn

denn schon ausgemacht, daß das ου der Griechen den Laut unsers u gehabt habe? Wenigstens haben sie kein kurzes u gehabt, wie wir in um, Schuld und unzähligen andern Wörtern haben; grade so, wie den Franzosen unser kurzes u auch ganz mangelt. Die Ottfriedische Sprache mag leicht nicht viel wenigere u haben, als die Griechische. — „Wir haben ihr αι und οι „gar nicht; und unser ä und ö klingen viel bes„ser.“ Gar nicht? Entweder αι klingt wie ä, und οι wie ι oder ie, und alsdenn haben wir beide häufig; oder das erste wie ai, das letztere wie oi *), und selbst da fehlt es uns nicht ganz, (z. E. Hain, Boizenburg). Hr. Klopstock gebraucht die Wörter Hain und Saite so oft, daß ihm doch das ai wol gut klingen muß. — „Sie „haben ein φθ, und auch nicht selten unser sch. „Dies kann uns dafür schadlos halten, daß wir „das sch so oft hören müssen.“ Daß φθ hart oder unangenehm klinge, leugne ich ganz; es sieht nur im Deutschen, wo wir zwei einfache Töne mit vier Schriftzeichen andeuten, ein wenig gefährlich aus. Hat es wie ft gelautet, so ist dies unleugbar; vermuthlich aber ist die wahre Aussprache dieser beiden Buchstaben verloren gegangen, und sie haben vielleicht noch sanfter gelautet, als wir sie jetzt sprechen. Daß die Griechen unser sch haben, ist völlig unerweislich; ihr

*) Man sieht aus dem Folgenden, daß Herr Klopstock die letzte Art der Aussprache, oder die sogenannte Erasmische, annimmt.

x ist vielmehr das sch des Westfalen, wiewol dies den meisten unangenehmer klingen wird, als unser sch, das die meisten Sprachen haben, ohne daß man sie deshalb einer Härte beschuldigt. — „Außer dem sm der Athenienser, das ich erst an- „führte *), haben wir das doppelte t oft, welches „sie da zu setzen pflegten, wo die andern Grie- „chen ein doppeltes ſ aussprachen." So gar oft haben wir nun das tt in eigentlich Deutschen Wörtern eben nicht; wenigstens das Unattische ſſ viel öfter. Ich habe ein Frauenzimmer ge- kannt, das wegen eines Fehlers der Sprachwerk- zeuge immer tt anstatt ſſ hören ließ, und z. E. Dettau für Dessau sagte; deren für eine Deut- sche unförmlich gebildeter Mund muß also wol ein guter Attischer Mund gewesen sein. Haben die- jenigen Recht, die überhaupt die Griechische Sprache für etwas zischend (sibilirend) halten, so mag bei den Griechen zwischen ſſ und tt der Un- terschied wol nicht so groß gewesen sein, als er bei uns ist. Überhaupt, dünkt mich, tappen wir im Finstern, wenn wir unsre Laute mit den Lau- ten der alten Griechischen Sprache vergleichen wollen, deren Aussprache unmöglich auszuma- chen ist. Daß man das Gehör mit dem Wol- klange oder Übelklange einzelner Töne bekannt machen solle, fordert Werthing (S. 13) mit völ- ligem Rechte; aber das kann man, ohne eine andre Sprache zu Hülfe zu nehmen. Hält man dies aber ja nöthig, so haben wir ja unsere Nach- barn,

*) S. S. 101 nach unten zu.

barn, deren Aussprache uns bekannt ist. Mit diesen lasst uns unsre Sprache in Vergleichung setzen, wenn wir ihre Vorzüge und Mängel zeigen wollen. Sehr belehrend ist das, was Werthing und Selmer von den Wörtern Rauchdampf, und Sturmwind sagt, unter welchen dem letztern in Absicht auf den Wolklang der Vorzug gegeben. Eben so wird Heiners gleich drauf belehrt, daß Flügel entschwebten besser klinge, als Fittige schwebten.

Im Folgenden kömmt Selmer auf einen Vorzug, den unsre Dichtkunst vor der Griechischen (und Lateinischen) in Absicht auf die Länge und Kürze der Sylben hat. Er besteht darinn, daß alle unsre Wörter wenigstens durch Eine Länge zum Ausdrucks eines ernsthaften Inhalts fähig sind, da hingegen die Griechen oft über ein Wort gewissermaßen weghüpfen müssen, weil es lauter kurze Sylben hat.

Selmer behauptet mit Recht, unsre Dichter könnten es durch genaue Bemerkung der oratorischen Deklamation so weit bringen, ihrem Verse einen so bestimmten Gang zu geben, als der Vers der Griechen hat, obgleich unsre kurze Sylben niemals eine so leichte Kürze haben werden, als die Griechischen. Etwas kühn ist die Behauptung, die Griechen hätten mehr zweifelhafte Sylben, als wir; zweifelhafte, das ist solche, die von ihren Dichtern bald lang, bald kurz gesetzt sind. Es käme erst auf eine genauere Erklärung des Satzes, und hernach auf die Induktion an.

über die Menge der einsylbigen Wörter im Deutschen wird viel gutes gesagt. Unser Ohr ist so daran gewöhnt, daß es oft ein Wort lieber in Eine Sylbe zusammengezogen hören mag, als in zwei Sylben vertheilt, obgleich im letztern Fall der Zusammenlauf der Konsonanten mehr befördert wird. Was aber das Zeitmaß der einsylbigen Wörter betrift, so denke ich nicht immer ganz so, wie Selmer. Geh hin, rufs laut sind gute Jamben, wie er zugiebt. Ob er gleich den Wörtern geh und rufs eine schnelle Kürze streitig macht, so sagt er doch, hin und laut reißen sie gleichsam mit sich fort. Aber wenn er meint, ein zweisylbiges Wort hätte diese Kraft (das vorhergehende mit sich fortzureißen) nicht mehr, so kann ich nicht beitreten. Mich dünkt, ich höre in geh weiter und in rufs lauter das geh und rufs noch eben so kurz, als vorher. Hingegen ist das unstreitig richtig, daß die Sylbenmaße

v v — v v v v — v
in dem Bache und in dem Gefilde richtiger sind,
— v — v — v v — v
als in dem Bache, in dem Gefilde. Der Grund, warum uns das letztere doch noch am erträglichsten scheint, wird darinn gesucht, weil wir selbst in Prosa drei kurze Sylben hinter einander nicht so oft, als zwey, hören.

Der Hauptstreit zwischen Selmer und Heiners betrift, wie Sie schon wissen, die Aufnehmung der Griechischen Versarten. Daß dieselbe Schwierigkeiten habe, leugnet Selmer nicht,

und

und setzt diese vornehmlich in die Vertheilung der Längen und Kürzen; aber er hält sie nicht für unübersteiglich, wir müsten denn auch solche Sylbenmaße der Griechen aufnehmen wollen, die der Aufnahme gar nicht werth sind. Heiners macht den Einwurf zuerst, den vermuthlich ein jeder für den wichtigsten halten wird, wir hätten keine rechte Spondeen. Selmer antwortet: „Wir „haben einige selbst in zweysylbigen Worten *); „aber die meisten, und deren Zahl ist nicht klein, „entstehet durch die Folge der Worte." Also zuerst von ganzen Wörtern, die einen Spondeen oder zwei lange Sylben machen. Diejenigen, die man als solche anführt, sind entweder einfach oder zusammengesetzt. Von der erstern Art giebt es am wenigsten. Ich wähle zum Beispiel das Wort elend, welches gewiß niemand mit fehlend reimen wird, zu einem deutlichen Beweise, daß lend in elend länger sei, als in fehlend. Von zusammengesetzten will ich einmal Zweilicht wählen, welches auf heiligt bloß darum nicht reimt, weil licht länger ist, als ligt. Elend und Zweilicht können also nicht Trochäen heißen, wie fehlend und heiligt; aber sind sie deshalb auch schon Spondeen? Ich stimme Selmern gern bei, daß man Unrecht thut, wenn man solche Wörter wie Tro-

*) Hr. Klopstock gebraucht in diesen Gesprächen beständig Worte für Wörter, welches sich diejenigen, die gern alle Tage an der Deutschen Sprache ändern, insbesondre aber die, welche über jede Wegschaffung eines Konsonanten ein Jubelgeschrei erheben, zur Nachfolge zu merken haben.

Trochäen spricht; nur sehe ich noch immer nicht, wie sich daraus erzwingen läst, also sind beide Sylben lang. Selbst daß die letzte mehr lang als kurz sei, läst sich nicht behaupten. Man kann sie eher ohne großen Anstoß des Ohrs kurz gebrauchen, als lang. Dies zeigt sich bei dem angeblichen Spondeen, der durch die Folge der Wörter entstehen soll. Die letzte Sylbe in Geduld ist unstreitig lang, die erste in großmüthig auch; die zweite in Großmuth ist nach Selmers Grundsätzen lang, also auch die zweite in großmüthig. Nun setze man diese Wörter versmäßig zusammen:

v — — — v v — v
Ge- | duld, groß- | müthiges | Leiden.

Das Auge glaubt hier den Ausgang eines höchst regelmäßigen Lateinisches Hexameters zu erblicken, aber das Ohr bemerket bald, daß dem Worte großmüthig Gewalt geschehen, die erste unstreitig lange Sylbe kurz, und die zweite sonst zweifelhaft lange Sylbe völlig lang geworden ist. Das Sylbenmaß also, das man dieser Zeile mit Unrecht giebt, wäre eigentlich so zu zeichnen:

v — v — v v — v
Ge- | duld groß- | müthiges | Leiden.

Das Zusammenstoßen der beiden unstreitig langen Sylben duld und groß macht folglich nicht nur keinen Spondeen, sondern es wird auch auf mü eine unangenehme Länge gelegt, die in der oratorischen Deklamation schlechterdings unausstehlich sein würde. Selmer sucht diesem Einwurf

dadurch

dadurch zu begegnen, daß er zu verstehen giebt, auch die Griechen hätten zwei lange Sylben hinter einander nicht gleich lang ausgesprochen. Ich sage, er giebt es zu verstehen; urtheilen sie selbst, ob er mehr thut. „Der Griechische Musikus ver„fuhr auf zweierley Art mit dem Spondeus. Er „ließ ihn bald so hören, daß die eine Sylbe et„was weniger lang, als die andre war, und bald „so, daß sich beide völlig gleich waren. Ver„muthlich richtete er sich hierbey, wenigstens oft „(denn es immer zu thun, liessen ihm gewisse „Rhythmen nicht zu) nach der Beschaffenheit der „verschiednen Spondeen. Nach dieser Idee hätte, „wer ihn im Deutschen nachahmen wollte, z. E. „bey Schauplatz auf die erste Art, und bey „Waldstrom auf die zweite verfahren müssen." Das Citiren ist zuweilen schlimm für den Leser und Recensenten, zuweilen gut. Hier würde eine Citation ihren Platz mit Recht behauptet haben. Glauben will ich es zwar mehr als gern, daß die Griechischen Musiker die letzte Sylbe des Spondeen kürzer ausgedrückt haben; aber wie sie es angefangen, um die zweite Sylbe eben so lang, als die erste auszudrücken, weiß ich mir noch nicht ganz vorzustellen. Eine lange Note kann sehr wol eine kurze Sylbe ausdrücken, wie man fast bey jedem Schlußtriller und bei jedem Dreiviertel, Dreiachtel- und Sechsachteltakte überflüssig sehen kann; aber daraus folgt natürlicherweise für die Deklamation nichts. Wir kennen die Pronunciation der Alten so wenig, daß wir

uns nicht einmal recht eine Vorstellung davon machen können. Wie wollten wir es (ohne thörichte Affektation) anfangen, die erste Sylbe in moratus lang auszusprechen? Gleichwol verstanden es die Römer sehr gut, was Nero haben wollte, als er vom Klaudius sagte, quamdiu in terris mōratus est *). Dies beweist so viel, daß wir etwas behutsam sein sollten, unsere redende Sprache mit der singenden Sprache der Alten zu vergleichen. Beurtheilen Sie nun, ob Selmer das Dasein Deutscher Spondeen bewiesen habe. Da ich nichts weniger, als ein Feind der Aufnahme der Griechischen Sylbenmaße bin, so hätte ich vielmehr gewünscht, Hr. Klopstock hätte uns durch Selmer zeigen lassen, daß wir nichts verlören, wenn wir statt des Spondeen jederzeit einen Trochäen setzten. Ich bin der Meinung, daß dieser Beweis sich wol führen lasse. Herr Ramler muß es wol, wie ich, für unmöglich gehalten haben, in unsrer Sprache so viele auch nur anscheinende Spondeen aufzutreiben, als die alten Sylbenmaße erfordern, daher er in seinen den übersetzungen beigegefügten Sylbenmaßen dieselben jederzeit mit Trochäen vertauscht hat, welchem Beispiele ich schon in der ersten

Auflage

*) Für einige unter meinen Lesern mache ich hier die Anmerkung, daß diese Worte, wenn man in moratus die erste Sylbe kurz hören ließ, so viel bedeuteten, so lange mein Vater auf der Welt gelebt hat, hingegen wenn man mo lang sprach, so lange mein Vater auf der Welt genarrt hat (ein Narr gewesen ist).

Auflage meiner Sprachlehre gefolgt bin, da ich ohne jemands Vorgang es schwerlich würde gewagt haben.

Das wenige, was aus dem zweiten Gespräche hinzugefügt wird, ist zu sehr Fragment, als daß sich viel darüber sagen ließe. Das meiste gehört ohnehin in das Gebiet eines Tonkünstlers, und ich wünschte, daß vor der Herausgabe der Gespräche ein Agrikola, Marpurg und Scheibe, oder jeder, der diesen Männern nahe kömmt, wegen der übersetzung und Erklärung der aus Griechischen Musiktheoristen angeführten Stellen möchte zu Rathe gezogen werden. Auch werden zur Erläuterung der Sachen einige eingedruckte musikalische Noten fast unumgänglich nothwendig sein.

Die zweite zu meinem Zwecke gehörige Abhandlung (ein paar Briefe) hat die Ueberschrift: Warum behält und verbessert der übersetzer der Bibel nicht Luthern? und geht von S. 53 bis 105. Da ich mich, wenn ich einmal weitläuftiger von unsern sämmtlichen neuern Bibelübersetzern spreche, wie ich nächstens zu thun Willens bin, oft auf diese Abhandlung werde berufen müssen, so will ich jetzt nicht zu sehr ins Kleine gehen.

Zuerst zweifelt der Verfasser, ob man nicht dem Bibelübersetzer die Erlaubniß ertheilen müsse, die man sonst keinem übersetzer ertheilen darf, sein Original zu modernisiren oder vielmehr (denn darauf läuft es am Ende hinaus) zu popularisiren.

Doch

Doch bald macht er die richtige Anmerkung, daß das alsdenn nicht mehr eine übersetzung, sondern eine Erklärung sein würde, und das veranlaßt ihn, die Frage aufzuwerfen, ob man nicht das Gute einer wörtlichen und einen popularisirten übersetzung mit einander zu verbinden, und dem Schaden, der aus jeder besonders entstehen könne, vorzubeugen im Stande sei. Er hält dies in der That für möglich; und hier sind seine Vorschläge, die er zu Erreichung dieses Endzwecks thut. Die gewöhnlichen übersetzer, Hn. Hof. Michaelis selbst nicht ausgenommen, der hier eigentlich unter dem Bibelübersetzer gemeint wird, nachdem kurz vorher sein Hiob herausgekommen war, haben, seiner Meinung nach, die Sache vielmehr grade umgekehrt. Die Verschiedenheit der Morgenländischen Sprachen von den neuern Europäischen haben die übersetzer zwar gemerkt, und auch den Leser oft merken lassen, aber den theologischen und philosophischen Geist und die ganze Denkungsart der alten Welt haben sie zu oft verloren gehen lassen. Zu der Denkungsart der ältern Jüdischen Welt rechnet er unter andern die unmittelbare Hinziehung aller Dinge auf Gott. Gott gab Brod, sandte den Tod vom Himmel, ließ regnen, machte diesen Menschen fromm, und verhärtete jenen, verblendete und erleuchtete. Solche Stelle will zwar auch Herr Hofrath Michaelis wörtlich übersetzt wissen; aber aus einen andern, obgleich auch wichtigen, Grunde, weil nemlich dadurch eine übersetzung

für

für einige Religionsparteien unbrauchbar gemacht werden würde, da sie doch für alle brauchbar sein sollte. Einige haben die Gewohnheit, bei einer jeden solchen Stelle, die nicht nach unsrer jetzigen Denkungsart und Erkenntniß eingerichtet ist, den Leser zu erinnern, wie er sie zu verstehen habe. Das hält aber der Verf. für unnöthig. Man darf seiner Meinung nach nur einige wenige Anmerkungen machen, um die Theologie und simple Denkungsart der alten Welt historisch zu entwickeln, so wird man den Leser genug verwahrt haben, die alten Vorstellungsarten nicht nach den neuen zu beurtheilen. Ferner will der Verf. zwar zugeben, daß man die Eigenheiten der morgenländischen Sprache, aus welcher übersetzt wird, nicht übertrage; aber seinen eigenthümlichen Stil, wodurch er sich von andern Schriftstellern, auch in eben derselben Sprache, unterscheidet, soll man einem jeden lassen, seine Gesichtspunkte, den Gang seiner Gedanken, seine Theilnehmung an dem, was er schreibt, seine übergänge, die Reihe seiner Bilder und Empfindungen u. s. w. Ganz scheint der Verf. nicht eingesehen zu haben, wie viel dies gefordert sei, und wie oft der übersetzer sich der ihm hier ertheilten Freiheit, die wörtliche übersetzung unter den Text zu setzen, werde bedienen müssen. Nur gar zu oft will der Europäische Geschmack die orientalischen Bilder, Gleichnisse, übergänge, Schwünge ꝛc. sich nicht gefallen lassen, und alsdenn wird man doch zu einer Austauschung mit neuzeitigen

Ausdrücken und Verbindungen schreiten müssen, und selbst diese Austauschung hat gemeiniglich unaussprechlich viel Schwierigkeit.

Der Verf. gesteht, daß er aus der Michaelischen Übersetzung den Hiob besser habe verstehen lernen, als aus dem Luther; nur das wünsche er, H. Michaelis möchte den Ausdruck sorgfältiger gewählt, und Luthers kräftige Sprache mehr zum Muster genommen, oder überhaupt mehr beibehalten haben, als er wirklich gethan hat. Nun folgt eine Reihe von Stellen, wo Hn. Michaelis Übersetzung ihm bald nicht poetisch genug ausgedrückt, bald zu matt, bald zu schleppend, bald gar Undeutsch scheint. Die Beispiele sind sehr gut gewählt, und nur bei höchst wenigen wüste ich Hn. Michaelis, dessen Entschluß die Bibel zu übersetzen ich ihm immer als eine große Wolthat für die Deutschen Christen anrechnen werde, und den ich jederzeit aufrichtig hochgeschätzt habe, zu entschuldigen. Folgende Anmerkung ist das Thema zur weitläuftigsten Lobrede auf Luthers Übersetzung (S. 83): „Luther ist darinn ganz vortreflich, daß er das, was „man mit Redensarten zu sagen pflegt, die immer schleppend und kraftlos sind, mit einem einzigen Worte ausdruckt [ausdrückt], welches die „Sache anschauend darstellt, und kurz und nervigt ist."

Herr Michaelis hatte in seiner Vorrede erwähnt, wie Luther bei seiner Übersetzung zu Werke gegangen sei, daß er sich nemlich die Anmer-

merkungen seiner gelehrten Freunde zu Nutze gemacht, und nach denselben seine übersetzung verbessert habe. Unter diesen Freunden war der große Melanchthon. Unser Verf. sagt, der Unterschied, den er zwischen Luthers und Michaelis übersetzung finde, werde dem Freunde, an den er schreibt, den Wunsch auspressen, daß doch H. Michaelis Luthers Melanchthon gewesen sein möchte. Das ist nun zwar Herr Michaelis wirklich gewesen, er hat Anmerkungen gemacht, die Luthern ungemein nützlich gewesen sein würden; aber der Verf. versteht das so, daß H. Michaelis nicht bloß angeben sollte, wo Luther den Sinn nicht getroffen, sondern daß er nun auch gleich in Luthers Geiste hätte ändern, kurz also, daß er zugleich Melanchthon und Luther hätte sein sollen. Eine wie schwere Forderung das sei, sieht er selbst ein. Nunmehr wird Luthers und Michaelis übersetzung verglichen, erst in einzelnen Ausdrücken, hernach in einer ganzen Stelle. Der Tadel ist auch hier wieder fast durchgehends völlig treffend. Doch der Verf. ist nicht bloß Tadler; er zeigt sich auch als Verbesserer. Jedesmal fügt er einer Stelle aus der Michaelischen übersetzung einen Versuch einer eigenen etwas verkräftigten bei. Hn. Michaelis senkrechte Striche sind ihm anstößig gewesen, und er hat statt derselben, wo es nöthig war, das Semikolon und Kolon gewählt *). Hin und wieder scheint er mir doch selbst in den Fehler gefallen zu sein,

*) Man sehe meine Interpunktion. §. 7, S. 37.

den er an Hn. M. tadelte, in den Fehler des Weitläuftigen. Z. E. Kap. 3, V. 2. Derselbe Tag müsse finster sein. (Finster sei dieser Tag.) Gott von oben müsse nie auf ihn geblickt, kein Licht ihn bestrahlt haben (Wozu das haben? Kürzer: Gott kümmre sich nicht um ihn). Im Ganzen sind die Stellen so gerathen, daß ich wünschte, der ungenannte Verf. möchte Hn. Michaelis Luther sein. Ich dächte, er wäre der Mann, den Hr. Michaelis willig hören, und der es sich gefallen lassen würde, wenn Hr. Michaelis ihm einige seiner Verbesserungen zurückgäbe. Beider vereinte Bemühungen würden uns ein Altes Testament geben, das der Forscher des patriarchalischen und israelitischen Religionssystems und der Aufspürer des Geistes und der Denkungsart der frühern Jahrhunderte beide mit gleichem Nutzen gebrauchen könnten. Indessen würde die Sache für den Ungenannten etwas mühsam sein, und über der nöthigen Korrespondenz würde in der Herausgabe des Michaelischen Werks eine zu große Lücke entstehen. Alles also, was wir uns versprechen, oder warum wir denselben bitten können, ist eine Fortsetzung seiner lehrreichen Anmerkungen.

Acht-

Achtunddreißigster Brief*).

Sie gedenken am Ende der Vorrede zum 3ten Th. der Briefe die deutsche Sprache betreffend, eines Recensenten Ihrer Sprachlehre in den hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit vom Jahr 1771. 59 und f. St. welcher die unveränderliche Form der Adjective (groß, klein ꝛc.) vor blosse Aduerbia halte: und Sie setzen hinzu, daß Sie die Sache untersuchen wollen, itzt aber noch keine Entscheidung wagen **).

Ich vermuthe, daß der ungenannte Recensent wohl eben der Mann sey, welcher im Jahr 1764 ***) zu Schleßwig eine Abhandlung des dänischen Herrn Profess. J. H. Schlegels über die Vortheile und Mängel des Dänischen, verglichen

*) Dieser Brief ist nicht von mir, sondern von Hn. Direktor Heinze an mich. Die darunter stehenden Anmerkungen habe ich hinzugefügt. Beiläufig wird der geneigte Leser daraus sehen, daß vor demselben der Hr. Direktor und ich nicht in der geringsten Verbindung gestanden, wenigstens in keiner nähern, als worinn alle Freunde der Wahrheit stehen.

**) Die Hauptursache davon war, weil ich das Dasein der hier von dem Hn. Direktor bestrittenen Abhandlung zwar wuste, sie aber zu erhalten noch nicht im Stande gewesen war.

***) Auf dem Titel steht keine Jahrzahl. Die Vorrede des Hn. Übersetzers ist im November 1763 unterschrieben.

glichen mit dem Deutschen und Französischen, aus dem Dänischen übersetzt herausgegeben hat*). Denn dieser Schrift ist eine andre Abhandlung angehänget, worin gegen die gemeine Meynung der Sprachlehrer, und besonders gegen das, was ich S. 100. Num. II. meiner Anmerkungen über die Gottschedische Sprachlehre wie auch S. 165 im Anf. geschrieben habe, behauptet wird, daß alle unbestimmte adiectiua und participia vielmehr aduerbia, als adiectiua und participia heissen sollen. Weil ich nun diesen Einfall des mir unbekannten Verfassers, welchem es nicht an natürlicher Scharfsinnigkeit, wohl aber an richtigen grammatischen Begriffen fehlet, schon damals geprüfet, und meine Gedanken darüber aufgeschrieben habe: so glaube ich, nach der freundschaftlichen Gesinnung, welche Sie allenthalben gegen mich äußern, werde es Ihnen nicht unangenehm seyn, solche hier zu lesen, und sich der Mühe einer eigenen Untersuchung dadurch überhoben zu sehen.

Der

*) Diese Muthmaßung trift nicht zu. Der übersetzer der Schlegelschen Anmerkungen ist der durch Schriften verschiedener Art berühmte Rektor an der Domschule zu Magdeburg, Hr Gottfried Benedikt Funk, der, wie ich glaube, nie an den Hamb. Nachrichten Antheil gehabt hat. Vielmehr weiß ich aus sichern Nachrichten, daß der Hamburgische Recensent mit Hn. Funk nicht in der geringsten Verbindung steht. Da übrigens die Schlegelsche Schrift sowol, als die Funkischen Anmerkungen dazu, viel wichtiges enthält: so behalte ich es mir vor, einmal eine weitläuftigere Nachricht davon zu geben.

Der Verfasser bringt den Inhalt seiner Abhandlung S. 115 selbst auf diese Stücke: „Wo„fern es mir gelungen ist, deutlich genug zu zei„gen 1) daß das vermeynte unveränderliche „Adiectivum in allen äusserlichen Kennzeichen „von dem Adiectivo gänzlich unterschieden und „hingegen dem Aduerbio völlig ähnlich sey: 2) „daß das deutsche bin keine substantivische Neben„bedeutung enthalte, vermöge deren es Adiecti„ven an sich nähme, und folglich aller Grund „wegfalle, die dabey stehenden Wörter für Ad„iectiven zu erkennen: So darf ich nur noch den „eigentlichen Begriff des Adverbii, und des „Adiectivi aufsuchen, und hierdurch meine Mey„nung vollends bestätigen.“

Aber er hat keins von dem allen gethan. 1) Die äuserlichen Kennzeichen des aduerbii sind nach seiner Meynung

a) Daß man damit antwortet auf die Frage Wie? — Recht. Aber wenn ich sage: der Himmel ist heiter: dieser Schluß ist richtig: so ist die Frage nicht Wie? gewesen, sondern quale caelum? welcherley, von welcher Beschaffenheit ist der Himmel? Im Deutschen hat man freilich kein so beqvemes Fragwort, als qualis, ποῖος, *quel*; aber das schadet der Sache nichts.

b) Wenns beym infinitiuo steht, als schnell seyn. Hier, sagt er, bezieht sich schnell augenscheinlich nicht auf ein Hauptwort. — Ich dächte es aber. Denn ein jeder fragt in Ge-

danken, Wer oder Was ist schnell? das Hauptwort, mit welchem ich hier antworten muß, z. E. die Zeit, der Vogel, der Wind, die Gedanken, das ists, worauf sich das schnell, als ein Adjectiv beziehet. Auch dieses beweiset das Latein wieder am deutlichsten, da ich velocem, velox, veloces, velocia esse (nicht velociter) sagen muß, nachdem avis, tempus, venti oder tempora vorhergehet, oder darunter verstanden wird.

c) Wenn man es an folgenden Platz stellet, so solls noch deutlicher in die Augen fallen.

Dieses Obst ist reif
Jenes ist reifer
Dieses ist am reifsten.

Hier meynet ers recht gefaßt zu haben. Denn er setzt spöttisch dazu: am reifsten, welch ein adiectivum! Und dennoch ists offenbar eins; und zwar mit der praepositione datiui, und dem Artikel, am. Was wäre es denn sonst? Die Adverbia nehmen ja keine Praepositionen zu sich. Es ist aber auch der Präposition gemäß verändert und deklinirt. Daher kann es destoweniger vor ein adverb. genommen werden: man müste es denn zusammen, als Ein Wort amreifsten schreiben wollen, wie die Lateiner ihr praeterea, quare, oder wie wir mit ohnedem thun: aber auch so würde es ursprünglich ein Beywort seyn und bleiben. Ist nun am reifsten ein adiectiv, so werden reif und reifer wol auch solche seyn. —

Aber,

Aber, wenn am reifsten das adiectiv. ist, auf welch Substantiv bezieht sichs denn? — Antw. auf ein ausgelassenes, das aber nicht so leicht zu nennen ist. Wer über Sprachen nachgedacht hat, weiß wohl, daß man nicht alle Ellipses voll machen kann. Parvi refert, interest omnium kann nicht ohne Zwang völlig ergänzt werden. Nicht alle Sprachen haben so bequeme Wörter zu dem Ende, als ὄν, ὄντα, πράγματα, μέρη und doch kann man nicht allenthalben beqvem damit rathen.

2) Der Verf. hat daher auch nicht erwiesen, daß das Deutsche ich bin kein verbum substantivum sey, d. i. zu welchem adiectiua, keine adverbia, gesetzt werden. Es ist vielmehr seiner Natur nach ein solches, wie in allen Sprachen. Denn bey ich bin, du bist, er ist, wir waren, wir sind gewesen, ihr werdet seyn, ist allemal die Frage qualis, quales, nicht qualiter. Folglich ist auch die Antwort, talis, tales, nicht taliter oder sic. Bey andern verbis hingegen ist das anders. Als er sprach, wir kauften, sie schrieen. Wenn da laut, wohlfeil, heftig dabey steht, so sinds aduerbia. Denn die Frage ist qualiter, wie? oder vielmehr, wie es S. 165 meiner Anmerkung heist, die adiectiua stehen aduerbialiter: wie auch oft im Lateinischen, primus fecit.

Was die substantive Nebenbedeutung betrift, so erklärt sich der Verf. daß er diejenige, verstehe, da ich bin so viel heisse, als, ich bin eine Substanz.

[181]

stanz. Was er darüber saget, das ist mir zu dunkel, weitläuftig und scheint eine vollkommne Grübeley zu seyn, die hier nichts entscheidet.

S. 119 merkt er selbst an, daß man nicht sage, das ist gewißlich, das ist gänzlich, getreulich, sondern gewißlich wahr, zum offenbaren Beweise, daß ist nicht aduerbia, sondern adiectiua annimmt. Denn ich kann mit andern Verbis richtig sagen: Er leugnete gänzlich, er bezahlte getreulich, er schrie jämmerlich; welches wahre aduerbia sind *).

S. 123 trägt er eine ganz neue Theorie vom verbo vor, welche sehr metaphysisch, und, wenigstens in einer populären Grammatik unbrauchbar ist. Wahrscheinlich ist sie mir nicht: Denn er macht das, was man bisher vor das Supinum,

*) Ich würde hier noch erinnert haben, daß Hr. Funk etwas unrichtig Wörter von verschiedener Art neben einander setzt. Treulich ist in keiner Absicht ein Adjektiv, man sagt nie der treuliche, die treuliche ꝛc. So auch gewißlich. Hingegen sagt man die gänzliche Niederlage, obgleich niemand sagen wird die Niederlage ist gänzlich für vollkommen. Die absolute oder Adverbialform findet sich sogar bey den adjektiven Fürwörtern, z. E. der Hut ist mein. Wird man auch von diesen sich zu behaupten getrauen, daß sie für weiter nichts, als für Adverbe, müssen gehalten werden? Noch eins! Einige ältere Deutschen sagten, um das Adverbium vom Adjektiv zu unterscheiden, herzlichen, verdammten ꝛc. Wenn aber hat je einer gesagt: die Liebe unter einander sei herzlichen, verdammten seyst du mit deinem Gelde? Man muß es also wol gefühlt haben, daß bei ist solche Wörter keine Adverbe mehr sin

num, oder participium gehalten, zum aduerbio, und die verba auxiliaria der temporum compositorum zu den eigentlichen verbis, z. E. ich habe geliebt: den Infinitiv aber zu einem besondern Redetheilchen (parte orationis) z. E. ich werde lieben (S. 132) welche Verwirrung! Geliebt kann nimmer ein aduerbium seyn, ob ich gleich zugebe, daß es auch kein Supinum sey, weil kein Lateinisches Supinum dadurch ausgedrucket werden kann: sondern es ist ein participium im unbestimmten Stande, welches hernach in der geliebte, die geliebte, das geliebte verwandelt wird, nach S. 100 meiner Anmerk. Aber da er alle adiectiua in ihrem statu absoluto vor aduerbia ausgab, so sahe er sich genöthiget, mit den Participien ein gleiches zu thun. Diese wunderliche Folge hätte ihm seinen ersten Irthum zu erkennen geben sollen, den ich vorhin umgestossen habe.

S. 134 Setzt er diesen Unterschied unter adiectiuo, aduerbio und verbo vest. Das

Adiectiuum enthält eine Beschaffenheit, die einem subiecto zugeeignet wird. Qualitatem subiecto attributam.

Aduerbium deutet schlechthin eine Beschaffenheit an, ohne zu bestimmen, ob dieselbe einem Subjecte zuzuschreiben, oder bereits zugeeignet sey, oder itzt eben zugeeignet werde.

Durch das verbum wird diese Beschaffenheit wirklich zugeeignet.

Dor

Doch auch nach dieser Theorie können geliebt, geehrt, geschlagen unmöglich aduerbia seyn. Denn sie zeigen an, daß die Beschaffenheit, welche sie ausdrücken, der Person oder Sache, wovon die Rede ist wirklich beygeleget sey. 2) Wenn man saget, du bist erfreuet worden, so wird die Beschaffenheit des Erfreuens dem Subjecte nicht blos durch du bist worden, sondern auch durch erfreuet selber mit, als beygelegt, ausgedrückt und angedeutet: folglich gehört erfreuet mit zum verbo, oder es ist ein wahres participium, welches ein Thun oder Leiden anzeiget, nebst der Zeit; zugleich aber auch dekliniret wird, als ein adiectiuum, wenn man es aus seinem unbestimmten Stande herausnimmt, und bestimmet, als, ein erfreueter, eine erfreuete rc. — Eben so ists mit dem participio schlagend, liebend, welche der V. gegen allen Augenschein ebenfalls zu Adverbien machen will. — Ueberhaupt sind die Definitionen des V. den Sachen nicht recht angemessen, und müsten vielmehr also heissen:

Adiectiuum drückt eine Beschaffenheit oder Eigenschaft einer Sache aus, und zwar concrete. Als kurz, lang, weiß, grün. Eine kurze Rede, ein langer Mantel, weisse Wände, grüne Bäume.

Participium drückt ebenfalls eine solche Beschaffenheit concrete aus, mit der Bestimmung der Zeit, daß sie ihr itzt beygelegt werde, oder schon beygeleget sey, oder beygelegt werden solle, oder ihr itzt zukomme oder zukommen werde, im-

gleichen mit der Bestimmung des Thuns, oder des Leidens.

Aduerbia sind auch Wörter, die eine gewisse Beschaffenheit anzeigen, und nur zu verbis oder adiectiuis, nicht zu Substantiuis gesetzt werden. Dergleichen giebts im Deutschen wenig, und die vorhandenen werden zum Theil ungebräuchlich (als leichtlich, vestiglich, williglich) indem die adiectiua ihren Platz eingenommen haben, oder wie man gemeiniglich redet, aduerbialiter gesetzt werden, als es kann leicht geschehen: ich glaube vest: er folget willig.

Verbum legt einem Subject eine Beschaffenheit bey, und das bald mit einem Worte, als, der Kaufmann reiset, bald mit dem participio oder infinitiuo und mit Zuziehung eines andern verbi, welches die Zeit, ingleichen das Thun oder Leiden ausdrückt, als der Vater hat gegeben, wird geben. Die Belohnung ist gegeben worden.

S. 141 beweiset er, daß der zween und zwanzigste und dergleichen unrecht sey, weil zween, zwo blos adiectiua, zwey aber zugleich ein aduerb. sey. Nun sey in zwey und zwanzig, zwey die Bestimmung von zwanzig, wie in ganz unmöglich ganz die Bestimmung von unmöglich: folglich müsse kein Adiectiuum (zween oder Zwo) sondern das aduerb. zwey bey zwanzig stehen. — Das wäre gut; wenn man spräche der zweyzwan-

zigst

zigste oder zweyzwanzig *), wie man sagt ganz unmöglich: aber es heist zwey und zwanzig. Hiernächst ist auch zwey keine Bestimmung von zwanzig: sondern es sollen zwey zu zwanzig hinzukommen. — Kunz hat also hierüber noch besser philosophirt.

S. 149 irret er, wenn er die Wörter, durch deren Beyhülfe die Passiua gebildet werden, (als geliebt, ich werde, bin geliebt,) nicht vor participia erkennen will, da sie doch die Bedeutung der Zeit haben, und deklinirt werden, der geliebte, die, das geliebte.

S. 151 tadelt er meine Regel von den Beywörtern (S. 99 und 100 der Anmerk. über die D. Spr.) und führt dagegen die Redensarten an: Groß sind die Werke des Herrn: Seelig ist der Mann u. d. gl. ingleichen den Gellertischen Vers

Denn bethend steht sie auf, und singend schläft sie ein,

Hier stehen, sagt er, solche vermeynte Beywörter von den Hauptwörtern, ohne sich nach dieser Regel auf Eine der drey Arten zu verändern. — Aber 1) sind groß, seelig keine vermeynte, sondern wahre Beywörter, wie die Uebersetzung in jedwede andre Sprache beweiset Magna sunt opera;

*) Und was würde zwey zwanzig heißen? Nicht weniger als vierzig, so wie quatre-vingt im Französischen achtzig, und six-vingt hundert und zwanzig heißt (wiewol hier quatre und vingt wirkliche Adjektive sind) oder wie im Lateinischen ter viceni sechzig heißen würde.

ra; beatus homo. 2) stehen sie nicht unmittelbar *) vor dem Hauptworte, sondern vor dem verbo sind, ist: steht, schläft als praedicata, welche dazu gehören: und die natürliche Ordnung, die aber um des Nachdrucks willen verändert worden, setzt sie allerdings hinter das Hauptwort: die Werke des Herrn sind groß u. s. w. Sie bleiben daher nach No. I billig unverändert.

Das Urtheil, welches er zuletzt den Regeln von der Fügung der Beywörter spricht, daß sie ganz aus der Grammatik wegbleiben sollten, ist also dadurch wiederlegt, daß ich bewiesen habe, sie seyn wirkliche Beywörter, keine aduerbia.

Neununddreißigster Brief.

Man könnte die Geschichte der Deutschen Sprachlehre oder Sprachverbesserung überhaupt in drei große Zeiträume theilen. Der erste würde von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf das Jahr 1748, in welchem Gottsched seine Sprachlehre ans Licht treten ließ, der zweite bis an Gottscheds Tod im Jahr 1766, und der dritte bis auf die gegenwärtige Zeit gehen. Die Ge-

*) Dies unmittelbar macht die Sache aus. Hr. Heinze hat sich zwar des Worts unmittelbar am angeführten Orte nicht bedient; aber es verstand sich von selbst, und in diesem Punkte hat Herr Funk augenscheinlich ganz Unrecht.

Geschichte des letzten habe ich in meinen letzten Briefen zu beschreiben angefangen, und werde künftig darinn fortfahren. Die Geschichte des zweiten bleibe ich noch schuldig. Was aber den ersten betrift, so hat der Hr. Prof. Elias Kaspar Reichard zu Magdeburg *) in seinem Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, der 1747 **), und also nur Ein Jahr vor Gottscheds Grundlegung, erschien, fast alles geleistet, was man erwarten kann ***).

Für manche ist es etwas sehr unerwartetes, wenn man ihnen sagt, daß es ungemein viele Deutsche Sprachlehren gebe. Nicht selten habe ich gefunden, daß man sich eingebildet, Gottsched habe die erste Deutsche Sprachlehre geschrieben, und wenn das auch nicht ist, so wissen doch viele, selbst Gelehrte, oft nur von Schotteln, Bödikern und Gottscheden. Für diese wird es sehr belehrend sein, Hn. Reichards Buch einmal zu durchblättern, oder einen Auszug davon zu lesen.

Herr Reichard hat die meisten Bücher, welche er schreibt, selbst gesehen, und als Kenner davon zu urtheilen gewust, daher er ihre Brauchbarkeit

*) Damals noch Lehrer am Carolino zu Braunschweig.

**) Hamburg. 494 Seiten in 8.

***) Man findet eine Recension davon in dem Neuen Büchersaal B. 5, S. 340 ff., die vermuthlich Gottsched selbst gemacht hat. Es werden darinn hin und wieder einige kleine Zusätze zu Hn. Reichards Arbeit gemacht, die ich mir in meinem Auszuge mit zu Nutze machen werde.

barkeit oder Unbrauchbarkeit gemeiniglich so bestimmt und bewiesen hat, daß sich nichts dagegen erinnern lässt. Eins habe ich zu oft vermisst; es ist nemlich von den Büchern zu selten angegeben worden, was sie für Glück oder Unglück gehabt, und welche unter seinen Vorgängern jeder Verfasser besonders genützt, und auch wol nebenher gedankenlos ausgeschrieben, welche Schriftsteller er für classisch gehalten, ob er überhaupt die Sprache genommen, wie sie in Schriftstellern da gewesen, oder mehr eignen Spekulationen nachgehängt habe. Der Platz dazu würde sich auf verschiedne Art haben ersparen lassen.

Ich will jetzt einen ganz kurzen Auszug des Reichardischen Werks, als einen Entwurf eines Deutschgrammatikalischen Bücherverzeichnisses von 1500 bis 1747, geben, und nebenher das Nöthige anmerken. Eine jede Orthographie rechne ich mit für eine Sprachlehre, indem sich alle mit der Sprachrichtigkeit abgeben, manche auch mit völligem Rechte den Namen Grammatik behaupten könnte. Von Wörterbüchern rechne ich nur diejenigen mit, die in grammatischer Absicht brauchbar sind; bloß etymologische und historische Untersuchungen enthaltende Schriften lasse ich ganz aus. Eine orthographische Arbeit bezeichne ich mit Orth., eine lexikalische mit Lex. Endlich schränke ich mich auf diejenigen, die in Deutschland und für Deutschland geschrieben sind, zuerst ein, und will hernach die für Ausländer bestimmten und außer Deutschland ans

Licht getretenen, wovon Hr. Reichard in der zweiten Abtheilung seines Werks (von S. 447 bis 494) Nachricht ertheilt, nachholen.

Sprachlehrer des sechzehnten Jahrhunderts

Zwischen 1520 u. 1530 Ickelsamer.
Ein Ungenannter *).
1573. Laurenz Albert, sonst Ostrofrank.
1574. Oelinger
1578. Clajus. Dessen Sprachlehre ist, wie man rechnet, zusammen 11mal aufgelegt worden.

Herr Reichard geht zwar über das Jahr 1500 hinaus, und redet auch von Carls des Großen Sprachlehre, auch von dem, was Ottfried, Pierius, Suntheim, Aventinus und Melissus theils haben thun wollen, theils nach einiger Bericht wirklich gethan haben; allein da keine dieser Schriften vorhanden ist, so gehen sie den Sprachlehrer nur in so fern an, als er zugleich Geschichtschreiber ist.

Eine Schrift dieses Zeitraums hat hier Hr. Reichard doch nicht genannt. Es ist des berühmten Hieronymus Wolf **) Abhandl. de orthographia Germanica ac potius Sueuica, die ohne Nennung

*) Eigentlich einer, dessen Namen Hr. Reichard nicht angeben kann, weil das Titelblatt seines Exemplars ausgerissen war.

**) In der That gedenkt zwar Hr. R. dieser Schrift des Wolf; aber an einem Orte, wo man es gar nicht vermuthen sollte, S. 233 bei Gelegenheit der Girbertischen Sprachkunst, wo er auch anmerket, daß die kritischen Beyträge (B. 6, S. 355 folg.) einen Auszug davon geliefert haben.

nung seines Namens 1556 erschienen ist. Ich selbst kenne diese Seltenheit nicht; aber der Herr Rath Adelung führt sie im ersten Theil seines Wörterbuchs ein paarmal an, z. E. im Artikel ai. Lippenius nennt noch Bechereri *) Synopsis Grammaticae Germanicae, Latinæ et Graecae. Ienae 1569. 8. Was ebenderselbe sagt, Ickelsamers oder (wie er ihn nennt) Ickelsammers Grammatik sei 1573 mit dem Ostrofrank zusammen zu Strasburg herausgegeben, wird wol ein bloßer Irthum sein, der daher entstanden sein mag, daß der Excerptenmacher ein Exemplar vom Ostrofrank gesehen, wobei der Ickelsamer (vielleicht ohne Titel) angebunden gewesen. Noch aus dem Lippen kenne ich Henr. Schori Buch de Analysi & Genesi Grammatica, vbi obiter Grammaticae Germanicae Fundamenta adumbrantur 1574, weiß aber nicht, in wie weit es hieher gehört. Endlich gehört noch der von Hrn. Reichard selbst (S. 70) angeführte Meichßner **) mit seinem orthographischen Buche von 1538 hieher. Gottsched nennt in seiner Deutschen Sprachkunst folgendes Buch als das älteste orthographische, das ihm vorgekommen: Ein nützlich Büchlein etlicher gleichstymender worther, Aber vngleichs Verstandes, den

*) S. 231 f. erwähnt Hr. Reichard bloß, daß dieser Becherer an einer Deutschen Sprachkunst gearbeitet, aber sie nicht vollendet habe, welches also von einer andern Arbeit zu verstehen sein muß.

**) Ich habe denselben im zweyten Theil dieser Briefe S. 24. beiläufig angeführt.

angenden deutschen Schreybschülern, zu gut mitgeteylt, durch Meister Hanssen Fabritium. Frf. 1531. 8.

Sprachlehrer des siebzehnten Jahrhunderts.

1607 *). Sattler. Orth.
1616. Ritter.
1616. Henisch. Lex.
1618. Weymarische Grammatik.
1620 **). Jac. Brücker.
1620. Alsted in der Encyklopädie.
1629. J. Werner. Orth.
1630. Tilemann Olearius.
1641. Gueinz.
1641. Schottels erstes Werk, teutsche Sprachkunst.
1643. Dessen zweites, der teutschen Sprache Einleitung.
1643. Zesens Sprachübung.
1645. Gueinzens Rechtschreibung.
1646. Harsdörfers specimen philologiæ Germanicæ.
1648. Ebendesselb. poetischer Trichter, erster Theil, wobey ein Anhang von der Rechtschreibung befindl. ist.
1648. Butschky Schlüssel zur Schreibrichtigkeit.
1649. Ebendesselben Hochdeutsche Kanzeley. (wieder aufgelegt 1660)
1650. Girberts Orthographie.
1651. Zesens Rosenmand.
1651. Schottels zweite vermehrte Auflage der Sprachkunst.
1653. Girberts Sprachkunst.

1654.

*) Hr. Reichard vermuthet 1606, aber ich besitze die erste Auflage selbst. Die zweyte, die er gesehen hat, ist von 1610. Wenn daselbst die Zueignungsschrift 1606 unterzeichnet ist, wie er meldet, so ist es ein Druckfehler.

**) Hr. Reichard vermuthet dieses Jahr der Ausgabe nur; Lippenius meldet es ausdrücklich, imgleichen Gottsched S. 60. seiner Sprachkunst.

1654. Overheidens *) Schreibkunst
1656. Deutscher Secretarius.
1657. Bellins Rechtschreibung.
1658 oder 1659. **) Tschernings unvorgreifliches Bedenken, über etliche Mißbräuche in der deutscheu Schreib- und Sprachkunst.
1661. Bellin von den Vorwörtern.
1663. Schottels ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache.
1668. Vorsts obseruationes in linguam vernaculam.
1671. Pölmann.
1672. Pudor.
1673. Stielers oder des Spatens Secretariatkunst.
1676. Schottels Orthographie und Etymologie, als sein letztes Werk.
1682. Morhofs Unterricht von der teutschen Sprache.
1690. Bödiker.
1690. Tob. Schröter in seinem Briefschränklein.
1691. Stielers oder des Spatens Wörterbuch (oder Sprachschatz) und Sprachkunst.
1691. Großgebauer.
1697. Langjahr.

Aus dem Lippenius habe ich hier noch folgende nachzutragen, von welchen allen ich aber nicht sagen kann, ob und wie weit sie hieher gehören:

*) Hr. Reichard führt S. 280 nur die vierte Ausgabe dieses Buchs vom Jahr 1668 an; allein im Neuen Büchersal, B. 6, S. 348 wird das Jahr der ersten Ausgabe 1654 und der zweyten 1657 angegeben, obgleich der Verfasser daselbst Overheide genannt, und Hr. Reichard mit Unrecht beschuldigt wird, ihn ganz ausgelassen zu haben.

**) Die letzte Zahl steht auf dem Haupttitel; die erste auf dem besondern.

1621. Funklers phraseologia Germanica. Strasb. 8.

1625. *Heinr. Schaepfii* Institutiones in Linguam Germanicam. Mogunt. 8.

1629. *Christ. Bouvens* Arcana Linguae Teutonicae. Leodii. 8.

1640. Christoph. Achatii Hagern Wegweiser deutscher Sprach. Hamb. 8.

1644. Der deutschen Sprache Ehrenkranz neben einem Namenbuch *). Argent. 8.

1649. *Christ. Keimanni* Enchiridion Grammaticum continens modum declinandi, movendi, comparandi cum Syntaxi linguae vernaculae. Lipſ. 8.

1649. Johann Rauen Grammatica Germanica. Gedani. 8.

1657. Comenii Fundamenta Linguae vernaculo - Latinae. Tubing. 8.

1669. Seybold Compendium Grammaticae Latinae & Germanicae. Nürnb. 8.

Allenfalls ließe sich auch des Basedows des vorigen Jahrhunderts **), J. Michael Ratichs, allge-

*) Daß dieses Buch eine Ehrenrettung der Deutschen Sprache enthalte, sieht man aus Gottscheds Sprachkunst S. 199, wo in gleicher Absicht Wolfg Hungers Vindicatio Germanicae Linguae, Strasb. 8., der Unartig deutsche Sprachverderber von 1645, und Baptistae Armati Rettung der edlen teutschen Hauptsprache, Hamb. 1642 genannt werden.

**) Von diesem Ratich, welchen auch schon das Schulmagazin mit Hrn. Basedow, der bei dieser Vergleichung nichts leidet, parallelisirt hat, stand zuerst, nachdem er fast in Vergessenheit gerathen war, in Hrn. Biedermann Actis scholasticis eine gute Nachricht. Hernach hat ihn der sel. Jöcher in die große Ausgabe seines gelehrten Lexikons eingerückt.

allgemeine Sprachlehre *) vom Jahr 1619 hieher rechnen, worinn zwar außer den Mustern der Deklination und Konjugation nichts zur Deutschen Sprache insbesondere gehöriges vorkömmt, die aber doch wegen der darinn durchgängig Deutsch gegebenen Kunstwörter merkwürdig ist.

Sprachlehrer des achtzehnten Jahrhunderts bis aufs Jahr 1747.

1700. Talander oder Bose in seiner Anleitung zu deutschen Briefen.
1701. Dunkelberg Orth.
1704. Die Dresdnische Orthographie, die hernach öfter wieder aufgelegt worden.
1707. Grüwel. Orth.
1711. Die Kunst Teutsch zu schreiben. Chemnitz.
1711 **). Dieterichs von Stade Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich D. Mart. Luther in Uebersetzung der Bibel in die deutsche Sprache bedienet.
1715. Longolius.
1718. Die deutsche Rechtschreibung vor deutsche Schreiber. Halle.
1718. Tob. Eisler. Ortographie.
1718. Töllner. Orth.
1720. Spannutii orthographisches Lexikon.
1720. Aug. Nathan. Hübner in seiner Anweisung zum deutschen Stilo.

*) Der Titel ist: Allgemeine Sprachlehr: nach der Lehrart Ratichii. Zu Cöthen im Fürstenthumb Anhalt. gr. 8.

**) In diesem Jahre ist dies nützliche Buch zuerst gedruckt, aber, weil die meisten Exemplare der ersten Ausgabe durchs Feuer verzehrt worden, erst durch die zweite von 1724, die vermehrt war, recht bekannt geworden, der hernach eine dritte von 1737 gefolgt ist.

1720. Wahns Orthographie.
1721. Ansorgens deutscher Rath und Lehrmeister.
1721. Freyer Orthogr. Sie ist hernach dreimal wieder aufgelegt worden, zuletzt 1746.
1723 *). Wahns Grammatik.
1723. Frischens Ausgabe des Bödiker. Die zweyte Ausgabe erschien 1729.
1724 **). Steinbach.
1725. Hallbauer in seiner Oratorie, die hernach ein paarmal wieder aufgelegt worden.
1725. J. Jak. Schatz. Orthographie.
1725. Thomas Hofmann. Orthogr.
1726 ***) Schmotther Orthogr. Ist einigemal wieder aufgelegt.
1728. Max deutscher Schlüssel zu allen Sprachen oder Grundsätze der deutschen Sprache.
1729. Hentschel
1731. Seumens teutsches (orthographisches) Lexikon in Versen, wozu 1733 ein neuer Titel, der eine zweite Auflage angiebt, gedruckt worden ist.
1732. Vorschläge zu einer allgemeinen und regelmäßigen Verbesserung der teutschen Sprache in dem obersächsischen und niedersächsis. Kreise.
1734. Erster Auszug von einigen die teutsche Sprache betreffenden Stücken, welche

*) Herr Reichard sagt, auf dem Titel stehe keine Jahrzahl; aber die krietischen Beiträge nennen das Jahr 1723. Da aber Wahn auf dem Titelblatte schon Kollege der Johannisschule zu Hamburg genannt wird, so muß das Jahr der Ausgabe wol etwas später angesetzt werden, wofern das seine Richtigkeit hat, was H. R. S. 387 schreibt, daß er erst 1725 zu dieser Stelle ernannt worden.

**) In eben dem Jahr erschien dessen Deutsches Wörterbuch zum erstenmal.

***) Dies ist das von Hrn. R. nicht eigentlich angeführte Jahr der ersten Ausgabe.

che der k. preuß Societät der Wissenschaften übergeben worden.

1734. Steinbachs Wörterbuch, die grössere Ausgabe. 2 Bände.

1735. Chlorenus Germanus. Orthogr.

1735. Casp. Gottlob Pohl. Orthogr.

1738. Kurtzgefaste deutsche Orthogr.

1739. J. Andr. Fabricius Entwurf einer deutsch. Sprachkunst bei der neuesten Auflage seiner Redekunst.

1741. Frisch Lexikon.

1744. J. N. H. Fuchs Orthogr.

1745. Vorsatzens lateinischdeutscher Donat. imgl. dessen Rechtschreibung.

1746. Kurze Anweisung zur Orth. Marburg.

1746. Nützliche Sammlung zur Erlernung der ächten und reinen juristischen Schreibart. Marburg.

1746. Wippels Ausgabe vom Bödiker.

1746*). Hederichs Orthographie in seiner Anleitung zu den vornehmsten philologischen Wissenschaften.

1747. Antesperg.

Endlich trift man viel zur Deutschen Sprache gehöriges in folgenden u. ähnlichen Sammlungen dieses Jahrhunderts an.

1730—1744. Leipziger kritische Beiträge. 8 Bände.

1739. ff. Nachrichten und Anmerkungen der Leipziger deutschen Gesellschaft.

1721 ff. Poesien der Niedersachsen.

1742. Etlicher Niedersachsen grammatikalische Anmerkungen. 8. Erstes Stück.

*) Hr. Reichard giebt nur diese zweyte Auflage von 1746 an; aber die Orthographie steht schon in der ersten, die über 10 Jahr älter ist, als die zweite. Hernach ist, das Buch wieder aufgelegt worden. In Hederichs Anleitung zu den vornehmsten einem künftigen Bürger nützlichen Sprachen und Wissenschaften, wovon 1762 die zweyte Auflage zu Berlin erschienen ist, steht gleich im Anfange eine Anleitung zur Deutschen Sprache; das Jahr der ersten Auflage kann ich aber nicht angeben.

Was man aus diesem achtzehnten Jahrhundert noch hinzusetzen könnte, ist folgendes:

1704 hat Omeis seiner Dichtkunst eine Orthographie beygefügt. Sie ist 1712 wieder aufgelegt.

1711. J. C. Kleiberts teutsche Grammatica. Schleusingen. 8. habe ich angeführet gefunden, aber noch nirgends nähere Nachricht davon angetroffen.

1719 erschien zu Berlin Versuch zu einer ordentlichen und beständigen Richtigkeit der hochteutschen Sprache. 8 *).

Ich komme zu den für Ausländer bestimmten Sprachlehren dieses ersten Zeitpunkts.

1. Für die Franzosen.

Le Guidon Allemand par Daniel Martin. Strasbourg. 1663. 8. Diese Ausgabe, die ich selbst besitze, aber nirgends angeführt gefunden habe, ist nicht die erste. Im neuen Büchersaal wird eine andere im Jahr 1691 zu Köln gedruckte angeführt.

Nath. Duesii (Duez) Compendium grammaticae germanicae. Amst. 1668. 8.

Grammaire Allemande & Françoise par Bense Du Puis. Paris. 1674. 12. Dies ist schon die dritte Ausgabe. Die erste muß, wie Hr. Reichard beweist, vor dem Jahre 1650 herausgekommen seyn.

Triplex Grammatica, cuius ope theoria & praxis Linguae Gallicae, simul & Germanicae & Italicae possunt facillime comparari. Authore *J. B. Thomasino* (Thomasini). Lutetiae 1682. Auch diese Sprachlehre, welche ich selbst besitze, habe ich nirgends angeführt gefunden. Es giebt noch eine ältere Ausgabe. Die Französische Grammatik ist Lateinisch, die Deutsche und die Italiänische Französisch geschrieben.

La ve-

*) Vermuthlich von Joh. Theodor Jablonski. S. Gottscheds Sprachkunst, S. 92.

La veritable & unique Grammaire Allemande. à Strasbourg. 1687. 12. Daß es eine ältere Ausgabe davon gebe, ist aus der Vorrede klar.

Nouvelle Methode pour apprendre la Langue Allemande par le moyen de la Françoise. à Strasbourg. 1698. 8 Ist 1711 daselbst wieder aufgelegt.

Königlich deutsche Grammatick von Pierre Canel. Nürnberg 1689. 8. Eben dieses Canels Französich-Deutsche Grammatik soll 1701 für den Prinzen Wilhelm von Dänemark zu Kopenhagen gedruckt sein.

Art de parler Allemand par *Leopold*. Die erste Ausgabe ist, wie der neue Büchersaal anzeigt, zu Paris 1698 erschienen. Hernach ist sie zu Wien 1728 und 1745 wieder aufgelegt.

Nouvelle Grammaire pour apprendre l'Allemand. à Berlin. 1700. 8.

2. Für die Engländer.

Minerva. The High-Dutch Grammar. London. 1685. 12.

A Double Grammar for Germans to learn English, and for English-Men to learn the German-Tongue. Zweyfache Sprachlehre, durch Henricum Offelen. London 1687. 8.

Benedikt Beilers Sprachlehre unter dem Titel A new German Grammar. London 1731. 8. und hernach 1736.

3. Für die Italiäner.

In *Joannis Angeli a Sumaran* thesauro fundamentali quinque linguarum (Ingolstad. 1626. 4.) steht eine Anweisung zur Deutschen Sprache für die Welschen.

Grammatica della lingua Tedesca composta da Mattio Chirchmair in Firenze. 1688. 8. Der neue Büchersaal führt sie an. Man hat auch eine Bolognesische Ausgabe ohne Jahrzahl.

Grammatica della lingua Tedesca formata sù diversi Vocabulari del Signor *San,o de Ramlo*. in Bologna. 1723. 12.

4. Für die Spanier.

Sumaran im angeführten Werke hat eine Deutsche Grammatik für Spanier.

5. Für die Niederländer.

Grammaire Flamande par Jean de Heiſter. Amſt. 1678 in 8. Der neue Büchersaal nennt ſie.

6. Für die Dänen.

Ein gewiſſer Klyne hat den Clajus überſetzt.

J. Reutners von Rüſenbergs Däniſch-Deutſche Grammatick. Kopenhagen. 1709.

J. Schallers grammaticalisk Indledning til det Hoj-Tydske Sprog. Kiobenhavn. 1732. 4. und hernach 1736.

Lingua Germanica in ore Danico. Anweiſung wie ein Däne Daniſmos zu vermeiden habe. Von la Forêt Kopenhagen. 1734. 8. Es iſt auch eine ältere Auflage vorhanden.

7. Für die Schweden.

Compendioſa Semita cet. von Swen Tiliander Schwediſch. 1672. 12. Die erſte Ausgabe iſt vermuthlich von 1670.

Barenii Grammatick. Norköping. 1707. 8.

Grammatica Germanica Suethizans. 1726. 8.

8. Für die Ruſſen.

Charmyntes deutſche Gramatik der in Deutſchland ſtudierenden Ruſſiſchen Nation. Berlin. 1713.

Eine andere iſt zu Petersburg 1734 zum zweytenmal herausgekommen. (von Junker.)

9. Für die Pohlen.

Schlüſſel zur Polniſchen und deutſchen Sprache durch Jeremiam Roterum. Breßlau 1680. 8. Vielleicht gehören auch Dobratzky pohlniſch deutſch erklärte Sprachkunſt (in 8.) und die polniſche und deutſche Grammatick Warſchau 1699 8. hieher.

10. Für die Hungarn.

Matthias Bels Inſtitutiones linguae Germanicae. Leutſchou. 1718. 8. Eine neue Auflage davon iſt 1730 zu Halle

Halle mit C. A. Körbers Anmerkungen erschienen. Hr. Junker beschuldigt Gottscheden sein Deklinationssystem aus diesem Buche, das er für ziemlich unbekannt gehalten, ausgeschrieben zu haben. Man sehe seine Nouveaux Principes S. 138.

11. Für die Böhmen.

Ein Büchlein in behemischer und deutscher Sprach. wie ein Behem Deutsch desgleichen ein Deutscher Behemisch lesen, schreiben und lesen lernen soll. Prag 1603. 8. Der Verfasser heißt Andreas von Glataw.

Inhalt des fünften Theils.

Brief 32. über Hrn. Schirachs Schrift von der Harmonie des Stils nach dem Marmontel.

— 33. über Hrn. Fabers Sprachkunst.

— 34. von Hrn. Hemmers Abhandlung über die Deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz.

— 35. über die Streitigkeiten, welche Hrn. Hemmers Buch erregt hat.

— 36. Beurtheilung des angeblichen Schreibens eines Landpriesters an die Zeitungsschreiber.

— 37. Anzeige der Fortsetzung über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Insbesondre von Hrn. Klopstocks Dialogen über die Aufnehmung der Griechischen Sylbenmaße und von eines Ungenannten Beurtheilung des Deutschen in Hrn. Michaelis Bibelübersetzung.

— 38. über Hrn. Funks Meinung von dem unveränderlichen Stande oder der Adverbialform der Beywörter.

— 39. Verzeichniß aller Deutschgrammatischen und orthographischen Schriften bis 1747 nach Anleitung Hrn. Reichards in seiner Historie der deutschen Sprachkunst.

Druckfehler.

S. 3, Z. 10. 11 ist zu lesen: Gleichwol muß ich meinem jetzigen Zwecke nach.
S. 8, Z. 24. Vokale (für Konsonanten).
S. 15, Z. 2 von unten: unsre.
S. 25, Z. 19: S. 118 für S. 11.
S. 42, Z. 4: den.
S. 43, Z. 3 von unten: findet man.
S. 45, Z. 19 das (für was).
S. 49, Z. 1: das n.
S. 64, Z. 21 ist näher auszustreichen.
S. 68, Z. 4: nun.
S. 76, Z. 22: andern.
S. 112, Z. 5: einer.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynatz, Johann Friedrich, 1744-1809

Briefe, die deutsche Sprache betreffend

Bd.: 5

Berlin 1774

L.germ. 111-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583799-9
VD18 80235549-001